Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 97 (2018)
Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

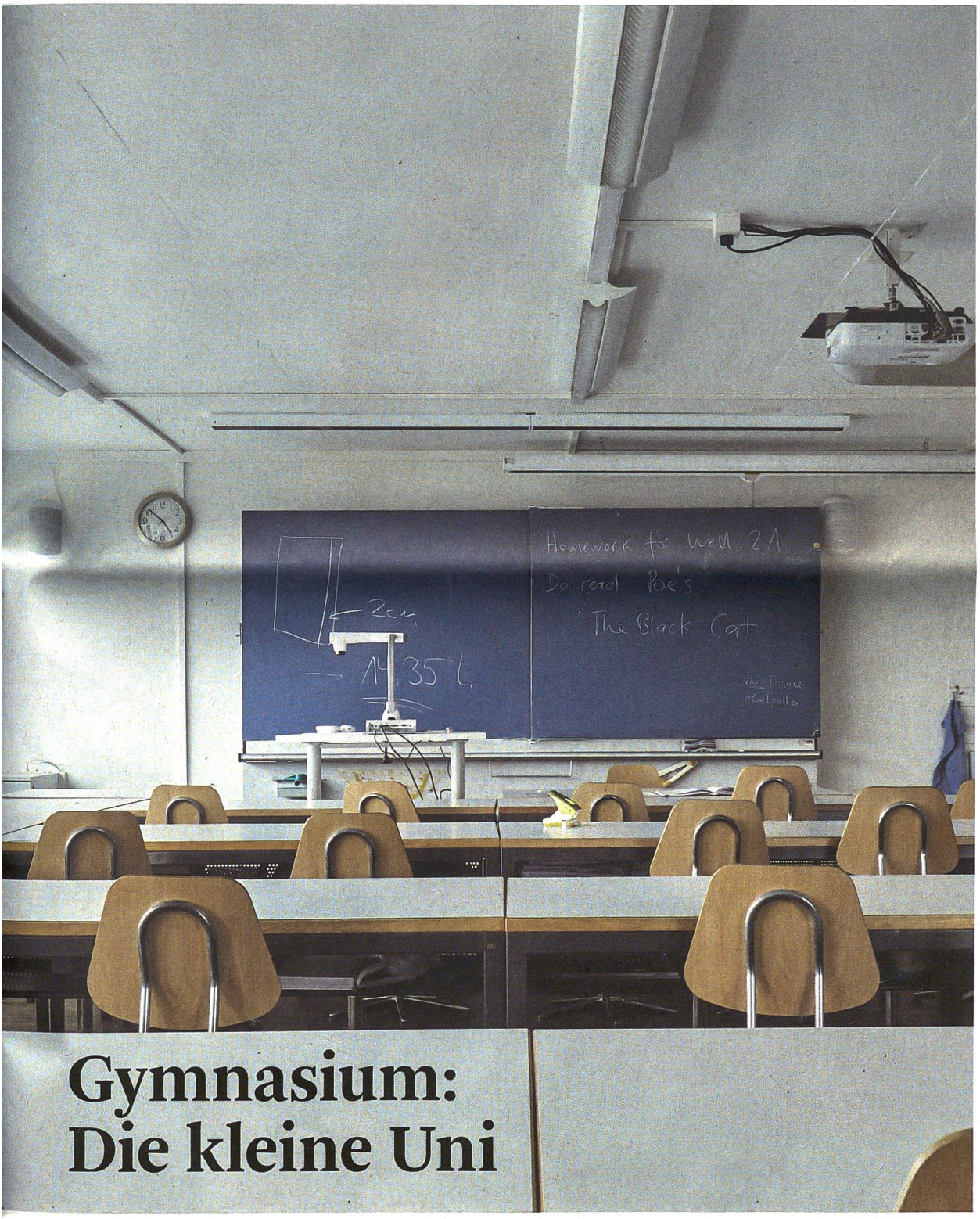
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZS Zürcher Studierendenzeitung
13.04.2018 #2/18

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH
Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich
Post CH AG
AZB 8001 Zürich



Gymnasium: Die kleine Uni

Keine Hilfe
Uni wollte ZSUZ nicht retten

Wenig Lohn
Doktorat zahlt sich nicht aus

Grosse Pläne
Nur noch eine Unibibliothek

Wir machen uns stark für eure Anliegen und Interessen.

facebook.com/vsuzh
instagram.com/vsuzh
vsuzh.ch

#studiengebühren #stu
beratung #irchelbar #bologna #lernp
cken #ects #mitspracherecht #livestream
chstelle #poetryslam #modulbuchung #erst
dungsfristen #besseresessen #studentischese
ehrarbeitsplätze #erasmus #sofas #öffnungszeite
scheidungsfreiheit #sozialegerechtigkeit #kultur #
terdisziplinär #transparenz #steckdosen #beisamm
dieren **#stimmederstudis** #studentischeräume #jo
entwicklung #events #activityfair #internationalemo
#studentenvereine #barimzentrum #uzh #berufsbe
zung #festivals #workshops #bildung #summerba
opersemester #uzhgym #vertretung #bibiliothek #
udiladen #kafi #erstitag #kommissionen #sportt
tze #rechtsberatung #podiumsdiskussion #kaf
#orientierung #studienkongress #nachtsemi
hhaltigkeit #studienberatung #vermitteln
engagement #unileitung #speeddatin
n #fachvereine #politik #

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSUZH**

News

4—5 **Studistiftung stirbt als «Drittpartei»**
Die Rolle der Uni beim Konkurs der ZSUZ

6 **Keine kostenlosen Sprachkurse mehr**
Das Sprachenzentrum kostet jetzt

7 **Werbung wirkt**
Studie zeigt: Fernsehwerbung rentiert

7 **Den Alltag studieren**
Was die Populären Kulturen bieten

8—9 **Für wenig Geld und einen Titel**
Warum Assistierende unzufrieden sind

10—11 **Nacht- und-Nebel-Seminar**
Bei der Partyreihe läuft nicht alles glatt

Thema

16—18 **Die private Matur**
Drei Mittelschulen im Portrait

19 **Mit 15 an die Uni**
Am Gymi unterfordert? Ab an die Uni!

20—22 **«Es ist dumm, die Jugend unfähig zu nennen»**
Gymirektorin Ursula Alder im Interview

23 **Vom Hörsaal ins Klassenzimmer**
Vor- und Nachteile des Höheren Lehramts

Kultur

24—25 **Kein Buch bleibt auf dem anderen**
Die Uni will nur noch eine Bibliothek

28 **Sag mir, was du träumst**
Studis bieten Traumdeutung an

29 **Raus mit dem Rauch**
Eine Geschichte des Rauchens an der Uni

30 **Der Bär steppt hinter der Bar**
Als Nebenjob an der Bar arbeiten

31 **Neu eröffneter Altbau**
Das renovierte Museum für Gestaltung

11 Comic 12 Proto-Prof 12 Impressum
13 Senf der Redaktion 26 Amore
26—27 Kulturspalten

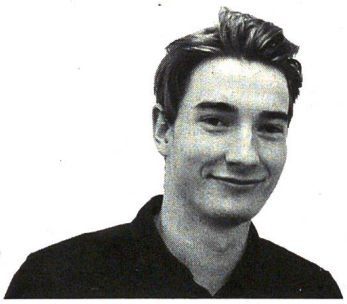
Familie — Erhobenen Hauptes stolzierten wir nach der Matur aus dem Gymi. Wir fühlten uns erwachsen und bereit für alles, was da kommen sollte. Und es kam viel.

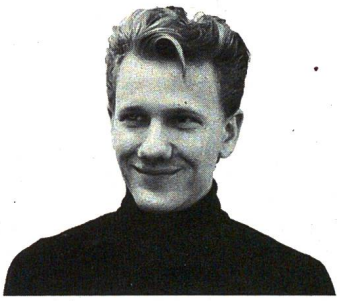
Denn die Mittelschule ist bloss die kleine Schwester der Uni. Und wie es sich für Geschwister gehört, zanken sich Uni und Gymi des Öfteren. Zum Beispiel behauptet die Uni, das Gymi bereite die Maturanden und Maturandinnen zu wenig gut auf die Hochschule vor (S. 20). Die Mittelschulen geben zurück: Sie setzen auf die unterschiedlichsten Methoden, um aus Kindern vernünftige Menschen zu formen (S. 16). Und weil Geschwister ohne einander nicht leben können, bemüht sich die grosse Schwester um die Mittelschule und buhlt um die künftigen Studis (S. 19).

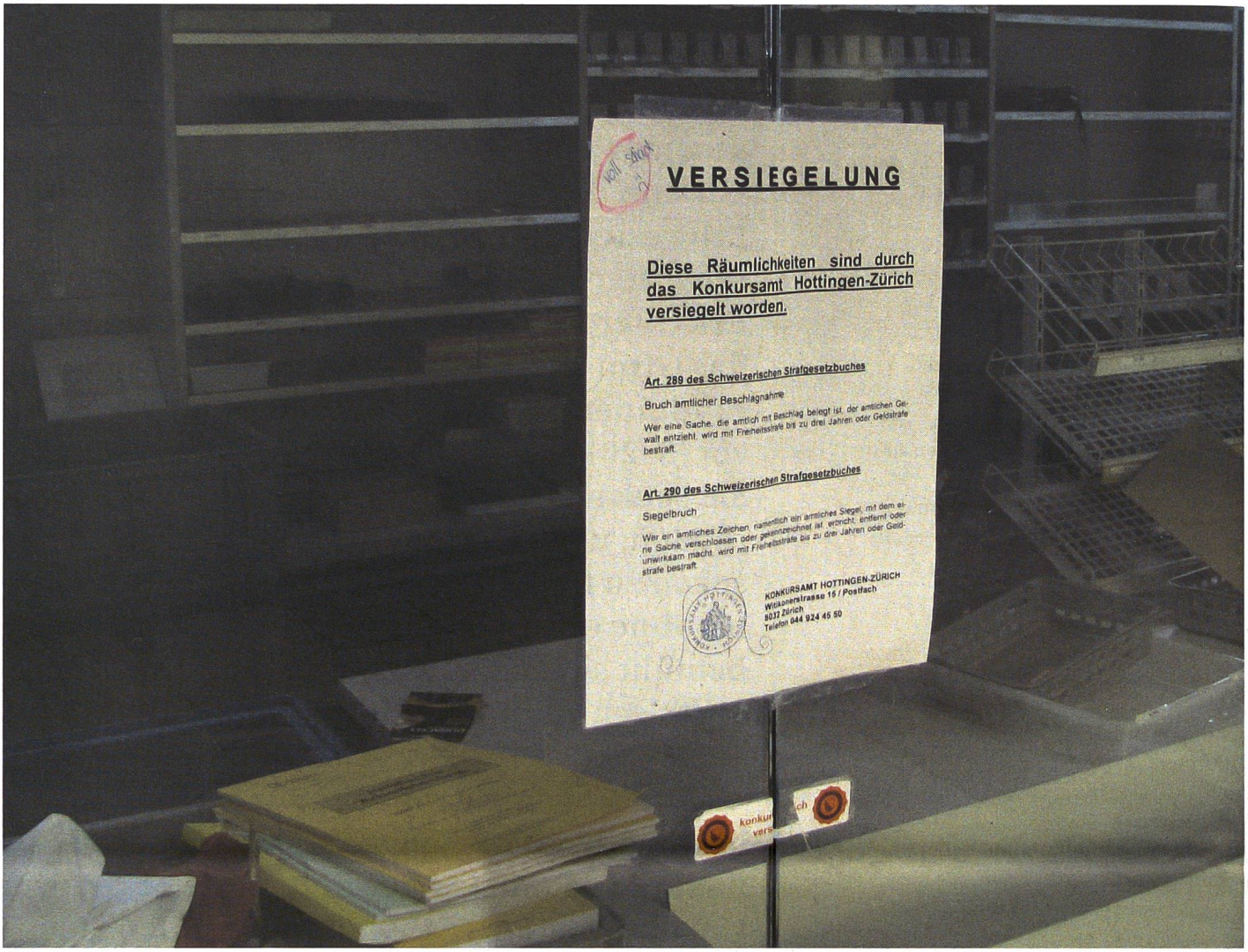
Was diese Ausgabe zeigt: In einer Familie haben alle ihren eigenen Kopf. Trotzdem bauen sie auf die Solidarität der anderen. Die Uni aber hat die ZSUZ ins Leere laufen lassen, indem sie ihre Verwandtschaft zur Betreiberin der Studiläden einfach abgestritten hat (S.4). In der ZSUZ-Tragödie gibt es keine erhobenen Häupter, sondern nur ein gebrochenes Genick.

Für die Redaktion

Reto Heimann und Oliver Camenzind







Versiegelt: Im Studikiosk gibt es nichts mehr zu kaufen.

Studistiftung stirbt als «Drittpartei»

Die ZSUZ hat im November 2017 Konkurs angemeldet. Die Uni half nicht, obwohl sie von den Dienstleistungen der Stiftung profitierte.

Reto Heimann (Text und Bild)

Verschwunden sind die Kioske, verschwunden die Studiläden, verschwunden auch die Druckerei an der Uni. Die Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich (ZSUZ), die hinter all diesen Dienstleistungen steckte, ist in Konkurs. Ende November 2017 hat sie die Bilanz deponiert. Wie konnte es so weit kommen?

Jahrzehntelange Erfolgsgeschichte

Die ZSUZ entstand 1978, nachdem die damalige Studierendenschaft der Universität Zürich, die SUZ, nach Streitigkeiten mit der Bildungsdirektion und der Universität aufgelöst worden war. Ziel der als Stiftung gegründeten ZSUZ war es, die Dienstleistungen der SUZ weiterführen zu können. Dazu gehörten: Papeterie, Kiosk, Druck, Kopie, Bücherladen, Arbeitsvermittlung. Das ging jahrzehntelang gut. Die ZSUZ bot Dienstleistungen an, die von den

Studierenden geschätzt wurden. Und die Universität Zürich war froh, dass die ZSUZ diese übernahm. Zumal es sich dabei um Dienstleistungen handelte, für welche die Universität ansonsten selbst hätte aufkommen müssen.

«Nie Entwarnung gegeben»

Im letzten Jahrzehnt ihres Bestehens kam die ZSUZ zunehmend unter Druck. Bereiche wie Druck, Papeterie und Bücherverkauf brachten nicht mehr genug Erträge ein, um die Stiftung langfristig am Leben erhalten zu können. «Die Uni wusste seit Jahren, dass es der ZSUZ nicht gut geht. Gespräche zwischen Uni und ZSUZ zur schwierigen finanziellen Lage haben schon vor 2013 unter Rektor Fischer stattgefunden», sagt Beat Meier, bis zum Konkurs Stiftungsratspräsident der ZSUZ. «Wir waren im ständigen Austausch mit der Universität und haben dabei immer wieder darauf hingewiesen, wie akut der Handlungsbedarf ist. Wir haben nie Entwarnung gegeben.» Für Meier ist klar: Es hätte Hilfe von der Universität gebraucht. Denn: «Eine Finanzierung durch Private wäre aus verschiedenen Gründen schwierig bis unmöglich gewesen.» Es habe für die ZSUZ eine einzige mögliche Partnerin gegeben; und diese habe den Willen, zu helfen, vermissen lassen.

Es hätte Hilfe von der Universität gebraucht

Nicht im Auftrag der Uni

Seit 2016 arbeitete die Universität an einem Dienstleistungsportfolio für Studierende. Das Ziel: eine einheitliche Regelung auszuarbeiten, welche studentischen Dienstleistungen die Universität selbst erbringt und welche sie allenfalls finanziell unterstützt. In einem Konzept, das die Universitätsleitung im November 2016 verabschiedete, wurde die ZSUZ als Dienstleisterin, die nicht im Auftrag der Universität Zürich operiert, definiert. Ihr wurde offiziell der Status einer Drittpartei zuteil, die mit der Uni nichts zu tun hat. Die Medienstelle der Universität präzisiert: «Rechtlich gesehen war die ZSUZ eine von der UZH unabhängige juristische Person, also ein Dritter. Die ZSUZ betrieb ihre Geschäftsfelder ohne öffentlichen Auftrag und vollständig auf eigene Rechnung.»

Darüber kann Beat Meier nur den Kopf schütteln: «Die Universität betrachtete uns als externen Anbieter, der sich an der Uni einmietet und Dienstleistungen erbringt. Der studentische Aspekt wurde von der Universität einfach negiert.»

Keine Hilfe für Drittpartei

Dass die Universität Zürich die ZSUZ als Drittpartei betrachtete, wog schwer für die Stiftung: So musste sie im Gegensatz zu Anbietern, die im Auftrag der Uni Dienstleistungen erbringen, immerzu Miete für die Räumlichkeiten an der Uni zahlen. Die Universität betont, dass der Mietzins sich «deutlich unter dem Marktwert» befunden habe. Trotzdem musste die ZSUZ jährlich einen Betrag von 180'000 Franken für die Miete abdrücken.

In ihrem Status als Drittpartei liegt auch der Grund, weshalb die Universität der ZSUZ nie finanziell unter die Arme griff: «Die Universität Zürich hatte auch vor dem Konkurs nicht die Möglichkeit, die ZSUZ zu unterstützen. Sie kann Mittel nur für Aufgaben einsetzen, die vom gesetzlichen Auftrag der Universität Zürich erfasst sind», so die Medienstelle.

«Der studentische Aspekt wurde einfach negiert.»

Graben im Stiftungsrat

Beat Meier ist das einzige Stiftungsratsmitglied, das gegenüber der ZS mit Namen hinsteht. Aber im Gespräch mit anderen Mitgliedern wird eines klar: Es verlief ein tiefer Graben durch den Stiftungsrat. Auf der einen Seite satnd der Teil des Stiftungsrats, zu dem auch Meier gehört. Er erkannnte zwar, dass die Geschäfte der ZSUZ auf Dauer nicht mehr funktionieren würden. Aber er sah die Uni in der Pflicht, die ZSUZ aus ihrer Misere zu befreien.

Auf der anderen Seite des Grabens: diejenigen Mitglieder, die die ZSUZ wie ein privatwirtschaftliches Unternehmen führen wollten – und die Uni bloss als Vertragspartnerin betrachteten. Ihr Credo: Wenn die ZSUZ es nicht fertigbringt, ihre Dienstleistungen konkurrenzfähig anzubieten, ist sie selber schuld.

Der Teil des Stiftungsrates rund um Beat Meier setzte sich durch. Der andere nahm den Hut. In den letzten Monaten vor dem Konkurs legten vier von neun Stiftungsratmitgliedern ihr Amt nieder. Mit Flavio Meyer und Kurt Stoppacher zogen sich die zwei Stiftungsräte zurück, die sich am vehementesten für eine wirtschaftliche Linie eingesetzt hatten. Das zeigt: Die Haltung der Uni, wonach die ZSUZ nichts weiter als eine Drittpartei war, hatte auch in der ZSUZ Anhänger.

Uni profitierte von ZSUZ

Dennoch ist die Haltung der Uni in diesem Punkt widersprüchlich. Erstens war ihr bewusst, dass die ZSUZ all die Jahre über Dienstleistungen angeboten hatte, für die sie ansonsten selbst hätte sorgen müssen. Zweitens vertrieb die ZSUZ über die Studiläden auch alle Merchandisingprodukte der Uni. Die Uni profitierte also direkt von den Dienstleistungen der ZSUZ. Dass die ZSUZ in den Augen der Uni dennoch nie über den Status einer Drittpartei hinauskam, leuchtet nicht ein.

Die Uni diskutiert endlich

Zwei Faktoren waren für den Konkurs der ZSUZ ausschlaggebend: Einerseits konnten ihre Dienstleistungen je länger, desto weniger gewinnbringend oder nur schon kostendeckend auf dem Markt bestehen. Andererseits behandelte die Universität die ZSUZ als Drittpartei so, als hätte sie rein gar nichts mit der Universität zu tun.

Seit Neuestem kann man wieder kopieren, drucken und scannen an der Uni. Was mit den übrigen Angeboten geschieht, ist unklar. Der VSUZH arbeitet zusammen mit Vertretern der Universität in einer Taskforce an einer Lösung. Endlich geschieht das, was sich die ZSUZ immer gewünscht hatte: Die Uni ist bereit, darüber zu diskutieren, welche Dienstleistungen die Studierendenschaft selbst erbringen kann. Und bei welchen sie dringend auf die finanzielle Hilfe der Uni angewiesen ist. ◊

Keine kostenlosen Sprachkurse mehr

Das Sprachenzentrum führt Gebühren für seine Kurse ein. Die Einnahmen steckt es in den Ausbau des Angebots. Und hofft, dass es in Zukunft zu weniger Abbrüchen kommt.

Nuria Tinnermann (Text) und Reto Heimann (Bild)

Kostet jetzt 80 Franken: Englisch lernen am Sprachenzentrum.

Die Sprachkurse am Sprachenzentrum der Universität Zürich und der ETH sind begehrt. Die verfügbaren Plätze sind nach Öffnung der Modulbuchung jeweils innert kürzester Zeit ausgebucht. Bis anhin waren die Kurse unentgeltlich. Ab Herbstsemester 2018 führt das Sprachenzentrum eine pauschale Gebühr von 80 Franken pro Kurs ein. Wieso das?

Symbolische Erhöhung

Die neuen Einnahmen würden ausschliesslich dazu verwendet, um in den Ausbau des Kursangebots zu investieren, sagt Sabrina Schaffner, Direktorin des Sprachenzentrums. Die Nachfrage nach Sprachkursen sei grösser als das Angebot, weshalb ab nächstem Semester 14 zusätzliche Kurse bereitstehen würden. Besonders begehrt sind Deutsch als Fremdsprache sowie Schwedisch, Spanisch und Französisch. So werden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Einerseits sollen Kursteilnehmende durch die Gebühr davon abgehalten werden, frühzeitig Kurse abzubrechen. Andererseits kann das Kursangebot der Nachfrage angepasst werden.

Die Höhe des von den Studierenden zu bezahlenden Betrags ist unabhängig davon, wie viele Semesterwochenstunden der belegte Sprachkurs umfasst, so Schaffner. Die scheint also vor allem von symbolischer Bedeutung zu sein. Dass diese Symbolik mit einem erwarteten Einbruch der Anmeldungen um 20 Prozent einhergehen wird, nimmt das Sprachenzentrum in Kauf.

Keine Alternativen?

Alternative Finanzierungsmöglichkeiten wie beispielsweise einen «Sprachbatzen» in Form eines Solidaritätsbeitrags einzuführen, sind aus politischen Gründen nicht durchführbar, wie Schaffner erklärt: «Das Komplizierte für das Sprachenzentrum ist, dass wir immer eine Lösung finden müssen, die für beide Hochschulen funktioniert. Wenn also eine Hochschule diesen Vorschlag prüft, die andere dies aber generell ablehnen würde, ist die Durchsetzung einer solchen Idee schwierig.» In diesem Fall scheint also eine Konsensfindung nur in Bezug auf eine Gebührenerhebung möglich gewesen zu sein.

Warum hören so viele auf?

Ein Hauptproblem der Kurse am Sprachenzentrum liegt in der hohen Abbruchquote der Teilnehmenden. Warum aber brechen überhaupt so viele ab, die den Kurs doch freiwillig gebucht haben?

Dies ist gemäss Schaffner auf die Kursanforderungen zurückzuführen. Ein Sprachkurs kann äusserst anspruchsvoll sein, da je nach Kurs ein schnelles Unterrichtstempo herrscht, was Anfänger und Anfängerinnen abschrecken kann. Während des Semesters stehen zudem benotete Portfolios an. Entscheidend ist aber die Schlussprüfung, welche für viele in die Prüfungsphase fällt. Bei Prüfungsstress liegen die Prioritäten dann doch öfter beim Fachstudium. Der Sprachkurs muss dann klein beigeben.

Lieber Nudelsuppe als keine Sprache

Dass die Kurse am Sprachenzentrum neu etwas kosten, ist schade. Trotzdem sollten sich Sprachenthusiastinnen und Sprachneulandbegeher nicht von den Gebühren abschrecken lassen. Im Gebührenzahlmonat setzen dann schlimmstenfalls die eigenen Budgetkürzungen ein paar Tage früher als gewohnt ein, wobei zur Not die portemonnaiefreundliche Nudelsuppe über die Runden helfen kann. Um einen Sprachkurs belegen zu können, lohnt sich das frühzeitige Ergreifen von persönlichen Sparmassnahmen allemal. ◊

Werbung wirkt

Studie untersucht Werbung im Fernsehen.

Yves Perillard

Mehr Werbung könnte dem öffentlichen Fernsehen helfen, mit privaten Sendern mitzuhalten. Das zeigt eine Studie, die Forschende der Universität Zürich gemeinsam mit englischen Forschenden durchgeführt haben.

Das Forschungsteam untersuchte drei öffentliche und zwei private britische Fernsehsender. Öffentliche Sender stehen laut den Verfassern des Papers weltweit unter Druck, weil die Werbeeinnahmen stagnieren und sie immer mehr Zuschauerinnen und Zuschauer an Internet- und Pay-TV verlieren. In vielen Ländern, so auch in Grossbritannien und der Schweiz, limitiert das Gesetz die Werbezeit im öffentlichen Fernsehen. Bei privaten Sendern ist die Werbezeit dagegen nicht limitiert. Die Forschenden versuchten nun herauszufinden, was eine Erhöhung der erlaubten Werbezeit bewirken würde, und stellten fest, dass diese bedeutende Mehreinnahmen bringen könnte. Deshalb könne eine veränderte Gesetzgebung dem öffentlichen Fernsehen im Wettbewerb mit Anbietern von Internetfernsehen und Pay-TV von Nutzen sein.

Mehr Werbung im SRF

Könnte eine solche Verlängerung der erlaubten Werbezeit auch dem SRF helfen? In der Radio- und Fernsehverordnung ist festgelegt, dass Werbung beim SRF maximal 15 Prozent der Sendezeit betragen und in einer vollen Stunde 12 Minuten nicht überschreiten darf. Ein direkter Vergleich mit Grossbritannien ist allerdings sehr schwierig. Denn dort ist es der gebührenfinanzierten BBC nämlich gänzlich verboten, Werbung zu schalten. ◊

Crawford et al. (2017): The Regulation of Public Service Broadcasters: Should there be more advertising on television?

Den Alltag studieren

Im Studium der Populären Kulturen beschäftigt man sich mit dem, was wir oft übersehen.

Vivian Adams

Ein Blick ins Vorlesungsverzeichnis verrät: Wer Populäre Kulturen studiert, den erwarten Seminare zu verheissungsvollen Themen wie Exzess, Piratenfiguren in der Literatur oder Monster in Kinderfilmen. Aber worum geht es in dem Studienfach eigentlich?

Alltägliches erforschen

Die Populären Kulturen sind ein kleiner Studiengang: Pro Jahr beginnen nur rund 40 Studierende ein Hauptfachstudium. Die andere Hälfte der Studierenden belegt es im Nebenfach. Wer Populäre Kulturen im Hauptfach studiert, schliesst das sozialwissenschaftliche Fach mit einem Bachelor of Arts ab. Diesen Titel hat Nuria bereits in der Tasche: Sie studiert das Fach nun schon im 3. Semester des Masters. Im Nebenfach hat sie Filmwissenschaften belegt – eine verbreitete und sinnvolle Kombination, denn Filmanalyse ist auch im Fach Populäre Kulturen ein wichtiges Thema.

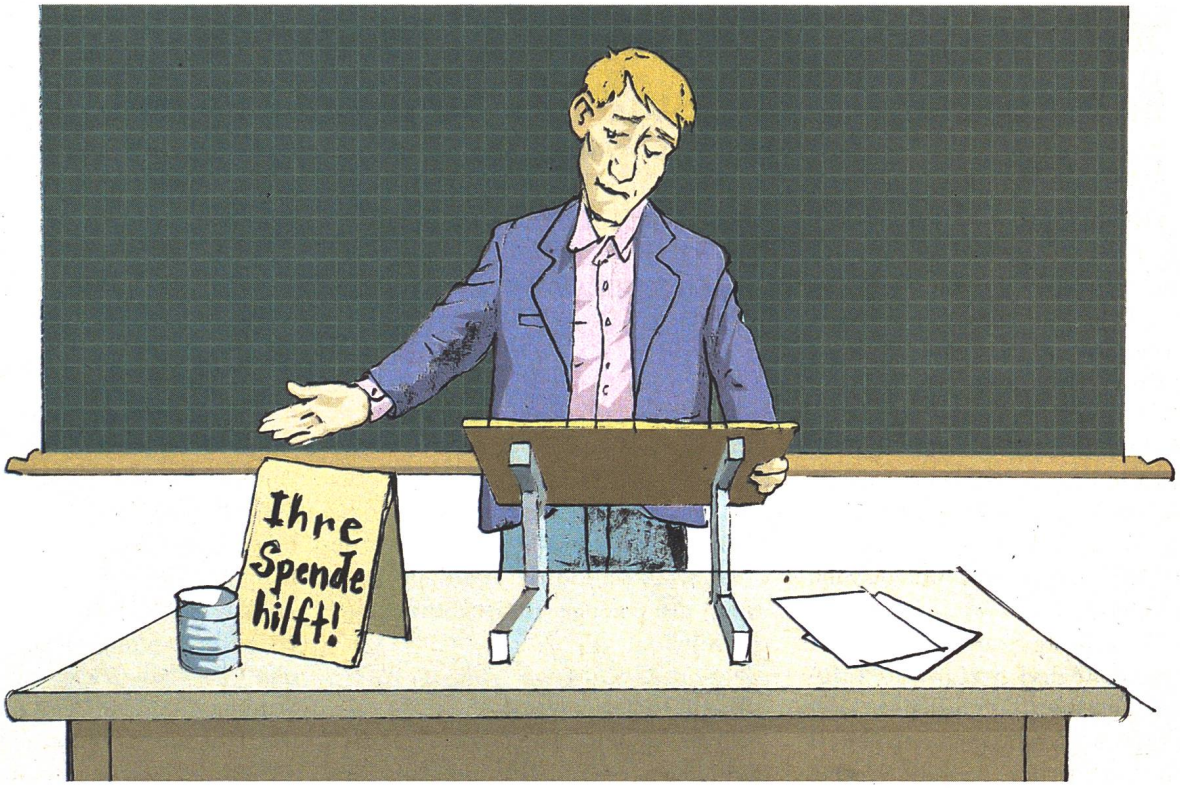
Das Fach der Populären Kulturen hat viele Namen: Andernorts ist es als Kulturanthropologie, Volkskunde oder, wie in Wien, wo Nuria gerade ein Austauschsemester verbracht hat, als Europäische Ethnologie bekannt. Überall geht es aber um dasselbe, nämlich die Erforschung der gegenwärtigen westlichen Alltagskultur. Oder wie Nuria sagt: «Das, was wir täglich konsumieren, erleben, kaufen. Also nicht nur um Hochkultur wie die Oper oder Shakespeare.»

Von Harry Potter bis Handygebrauch

An der Universität Zürich ist das Fach in die beiden Teilbereiche Alltagskulturen sowie Populäre Literaturen und Medien unterteilt. «In den Alltagskulturen erforscht man die Dinge, die wir im Alltag als selbstverständlich ansehen, Dinge, über die wir sonst nicht viel nachdenken», erklärt Nuria. «Das kann zum Beispiel sein, wie wir uns mit dem Velo in der Stadt bewegen, wie wir mit dem Handy umgehen, wie wir Geburtstage feiern – Dinge, die in anderen Forschungsbereichen ignoriert werden.» Die Populären Literaturen und Medien dagegen – in den USA auch bekannt als Pop Culture Studies – beschäftigen sich mit gegenwärtiger Literatur, Musik, Filmen und TV-Shows. Da kann es zum Beispiel um Harry Potter, Mangas oder Comics und den Umgang mit diesen gehen. Aus beiden Teilbereichen können Studierende diejenigen Seminare belegen, die sie besonders interessieren.

Offen bleiben

Diese thematische Vielseitigkeit ist ein Grund, warum Nuria ihr Studium so gefällt. Aber um diese Vielseitigkeit schätzen zu können, ist es wichtig, offen zu bleiben. Manchmal verstehen Studierende nicht, warum man etwas untersucht, weil sie es für unwichtig halten. «Dabei ist das bei uns gerade der Punkt: offensichtliche Sachen, die man jeden Tag tut oder benutzt, nicht einfach als unwichtig abzutun», erklärt Nuria. An ihrem Studienfach schätzt sie ebenfalls, dass es durch seine geringe Grösse nicht so anonym ist wie andere Fächer. Es herrscht eine freundschaftliche Atmosphäre, man kennt sich. Was sie nach dem Studium beruflich machen möchte, weiss Nuria noch nicht genau. Theoretisch stehen ihr viele Felder offen: Verlage, Bibliotheken, die Medien oder auch das Kulturdepartement des Bundes sind laut dem Institut für Populäre Kulturen mögliche Arbeitsbereiche. Für Nuria heisst es nach dem Masterabschluss erst mal ausprobieren, denn: «Wohin der Weg einen führt, ist oft Zufall – auch wenn man dem Zufall ab und zu auf die Sprünge helfen kann.» ◊



Zahlt sich für Assistierende nicht aus: Lehre an der Uni.

Für wenig Lohn und einen Titel

Nach dem Abschluss zu doktorieren, lohnt sich finanziell nicht. Ausser einen akademischen Titel gibt es an der Uni wenig zu gewinnen.

Oliver Camenzind (Text)
Kevin Solioz (Illustration)

Der Universitätsabschluss ist fast nirgendwo so wenig wert wie an der Universität selber. Zumindest in finanzieller Hinsicht. Wer sich dazu entscheidet, nach dem Master an der Uni zu bleiben, um eine Assistenzstelle anzutreten, verdient maximal 90'000 Franken im Jahr – sofern sie oder er das Glück hat, Vollzeit angestellt zu werden. Doch dieses Glück wird nur wenigen zuteil. In der Regel bewegt sich die Bezahlung eher um 53'000 Franken herum.

Selbe Qualifikation, mehr Lohn

So ist es kein Wunder, dass viele der Angestellten im Mittelbau mit ihrer Bezahlung unzufrieden sind. Der Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD) hat letztes Jahr eine Lohnumfrage an der Uni durchgeführt. Diese hat ergeben, dass von den befristet im Mittelbau Angestellen – und das sind die meisten Assistierenden – nur 17 Prozent mit ihrer Bezahlung einverstanden sind. Alle anderen haben «sehr unzufrieden», «unzufrieden» oder «tendenziell unzufrieden» angekreuzt.

«Wer reich werden will, bleibt gewiss nicht an der Uni», bestätigt Hans Rudolf Schelling von der Gruppe Universität der Gewerkschaft VPOD und Geschäftsführer des Zentrums für Gerontologie. Und er muss es wissen. Schliesslich hat er sein Studium 1981 begonnen und ist seither an der Universität geblieben.

Auch die Vereinigung akademischer Mittelbau (VAUZ) hat sich umgehört. Ihre Befragung ergab, dass knapp 28 Prozent der Teilnehmenden mit ihrem Lohn unglücklich sind. Viele von ihnen hätten mit denselben Qualifikationen ja auch gute Chancen, weit besser wegzukommen. Etwa als Lehrpersonen an Kantonsschulen. Stattdessen haben sie eine akademische Karriere eingeschlagen und müssen sich jetzt mit einem tiefen Lohn zufrieden geben.

Praktikumslogik

«Die tiefen Löhne im Mittelbau sind ein strukturelles Problem», erklärt Georg Winterberger, Co-Präsident der VAUZ. Das kommt daher: Der Mittelbau umfasst nach der neuen Ständeordnung alle Angestellten, die eine Qualifikationsstelle innehaben. Und weil es sich hier um Stellen handelt, auf denen sich die Angestellten selber weiterbilden können, sind die Arbeitsverhältnisse befristet und die Löhne niedrig. Der Titel am Ende der Weiterbildungszeit ist gewissermassen Teil des Lohns. Und mit dem Titel auch die verbesserten Chancen auf eine spätere

Anstellung in der Privatwirtschaft oder an der Akademie. Genau wie bei einem Praktikum auch.

Ein weiterer Grund für die Unzufriedenheit liegt in der Praxis der Institute. Diese stellen Assistierende in der Regel nur Teilzeit an. Daher erhalten die Meisten nur einen Teil des eigentlich ordentlichen Salärs. Ihrer Dissertation und der Arbeit am Lehrstuhl wegen sind sie aber trotzdem täglich im Büro. «Das fühlt sich dann wie ein Vollzeitpensum an, während der Lohn Teilzeit bleibt.» Und das sei frustrierend, erzählt ein Doktorand. Die Institute könnten einen Teil der Frustration also verhindern, indem sie Personal in höheren Pensen anstellen. «Die Lohnklasse ist in der universitären Personalverordnung festgehalten. Aber über das Pensum einer Anstellung können die Institute in Absprache mit den den Angestellten entscheiden», bestätigt die Personalabteilung der Uni Zürich auf Anfrage.

Keine Zuversicht

«Wenn die Institute systematisch keine Vollzeitstellen schaffen, ist das nicht im Sinn des Systems», findet auch Schelling. Bis 1998 war es zwar verboten, Assistierende, die promovieren wollten, mehr als 66 Prozent anzustellen. Und die Arbeit an der Dissertation musste explizit in der Freizeit gemacht werden. Diese Regelung wurde aber abgeschafft, sodass Institute nun problemlos Vollzeitanstellungen vergeben können. «Damit das entsprechend umgesetzt wird, wäre auch die Personalabteilung in der Pflicht», sagt Schelling. Denn diese regelt für die Uni sämtliche Anstellungsverhältnisse. Die Personalabteilung indes sieht das anders: «Es ist Sache der Institute, ihr Personal nach Bedarf anzustellen», heisst es da.

Es scheint sich niemand dazu berufen zu fühlen, die Lohnsituation der Assistierenden zu verbessern. Entsprechend wenig zuversichtlich ist Georg Winterberger: «Die VAUZ gibt es jetzt seit genau 50 Jahren. Aber dass sich lohnmässig viel verändern wird in den nächsten 50 Jahren, bezweifle ich.» Dem Mittelbaupersonal der Uni Zürich ist demnach in absehbarer Zeit nicht zu helfen. Es tut weiter seine Arbeit, ohne die die Uni wohl keine zwei Tage bestehen könnte. Denn Assistierende arbeiten nicht nur in der Lehre, sondern auch in Forschungsgruppen und in der Administration der Lehrstühle.

Glückssache Karriere

Der Lohn nicht das einzige Problem im Mittelbau. Auch mit der Karriere, der die Qualifikationszeit schliesslich dienen soll, ist es nicht leicht. Im Extremfall dauert die Qualifikationszeit an der Uni nämlich 15 Jahre. Das ist die längste Zeit, die Angehörige des Mittelbaus auf Doc- und Postdoc-Ebene an der Uni verbringen können. Das Doktorat kann höchstens auf sechs, die Postdoc-Phase maximal auf neun Jahre verlängert werden. Das hat zur Folge, dass Personen unter Umständen eine kleine Ewigkeit zu tiefem Lohn arbeiten müssen. Und dann erst recht ein Problem haben.

Denn auch exzellente Qualifikationen bedeuten keine sichere Zukunft. Und da es, wie Georg Winterberger weiss, mehr Postdoc-Stellen als Professuren gibt, ist die Gefahr, bei der Arbeitslosenkasse zu landen, sehr gross: Viele sind am Ende ihrer Qualifikationszeit schon über 40. «Da wird es dann enorm schwierig, ausserhalb der Uni etwas Passendes zu finden», so Winterberger. Und innerhalb der Akademie ist es mehrheitlich vom Zufall abhängig, ob gerade irgendwo eine entsprechende Stelle frei ist. So geht die Praktikumslogik auch an der Uni nicht auf. ◊

Jeden Donnerstag lädt die beliebte Partyreihe an die Badenerstrasse 109.

Nacht- und Nebel-Seminar

Die Partyreihe im Plaza ist beliebt und eine wichtige Einnahmequelle zahlreicher studentischer Vereine. Doch im Hintergrund läuft derzeit nicht alles glatt.

Anna Luna Frauchiger (Text)

Jonathan Progin (Bild)

Wer freitags keine Vorlesungen besuchen muss, hat es richtig gemacht, denn: Die wahren Nachtschwärmer zieht es schon donnerstagnachts in den Ausgang. Zum Beispiel ins Plaza beim Zürcher Bezirksgebäude. Jeden Donnerstag findet dort das Nachtseminar statt. Die Eventreihe ist ausdrücklich für Studierende gedacht, Partylustige mit Legi bezahlen bis 23 Uhr keinen, danach einen vergünstigten Eintritt. Jede Woche hat ein studentischer Verein die Möglichkeit, das Nachtseminar mitzuorganisieren.

VSUZH hat genug

Lucas Manz vom Fachverein Polito ist begeistert vom Konzept: «Wenn wir jeweils das Nachtseminar hosten, können wir den Stempel unseres Fachvereins auf eine coole Party drücken.» Doch nicht nur der Spassfaktor ist relevant: Laut Lukas Buser, Co-Präsident des VSUZH, sind die Einnahmen aus Partys, insbesondere dem Nachtseminar, überlebensnotwendig für viele Fachvereine. Denn ein Drittel des Gewinns eines Abends geht an den studentischen Verein, der gehostet hat. Das mache pro Nachtseminar zwischen 1000 und 2000 Franken aus, so Manz, auch wenn die Zahlen stark variieren.

Doch es gibt Misstöne. Im VSUZH-Rat scheint die Begeisterung für das Nachtseminar weniger gross zu sein. VSUZH-Vorstandsmitglied Zoé Gianocca kündigte an der vorletzten Ratssitzung an, dass die Zuständigkeit für das Nachseminar vom Vorstand weg an ein Ratsmitglied übergeben werden soll. Bislang sass eine Vertreterin des VSUZH-Vorstands direkt im dreiköpfigen Vorstand des Vereins Nachtseminar. Nun sollte ein anderes Ratsmitglied im Vereinsvorstand Einsitz nehmen, doch der Sitz blieb vorerst vakant. Im genannten Verein schliessen sich die verschiedenen studentischen Organisationen zusammen, die Nachtseminar-Hostings durchführen. Vertreten sind nebst dem FV Polito etwa die Vereine fvoec, FVMed, Kosta, FAVA und 13 weitere. Die Generalversammlung trifft sich zweimal pro Semester.

Dritte Partei mischt mit

«Die Fachvereine haben aber nie direkt mit dem Plaza zu tun», erklärt Manz. Denn nebst den studentischen Vereinen und dem Plaza gibt es noch eine dritte Partei: die Gesellschaft Now! Media GmbH. Die

Eventagentur agiert als Bindeglied zwischen dem Verein Nachtseminar, also den zusammengeschlossenen studentischen Vereinen, und dem Plaza. Selber organisieren müssen die Fachvereine abgesehen von der Deko und dem Motto wenig, denn Now! Media kümmert sich um das Booking der DJs sowie die Werbung.

Das Nachtseminar wurde vor fünf Jahren gegründet. Die Now! Media GmbH war von Anfang an dabei, damals noch unter anderem Namen. 2013 wollte der ehemalige VSUZH-Co-Präsident Julian Renninger eine Studiparty lancieren, bei der sich Studierende verschiedenster Fachrichtungen mischen können.

Gewaltentrennung in der Organisation

Doch die Kooperation mit der Agentur und dem Plaza scheint nicht immer rosig zu verlaufen: «Wir stehen gerade am Ende eines langwierigen Prozesses der Statutenänderung», sagt Lukas Buser. Er spricht von einem Anliegen der Gewaltentrennung. Bis letzten November war nämlich im Vorstand des Vereins Nachtseminar jeweils auch Now! Media vertreten. Die Verhandlungen sind laut Buser in der Vergangenheit zu wenig transparent verlaufen. «Das ist natürlich unfair, wenn die drei Player nicht gleichgestellt sind», meint auch Lucas Manz. Now! Media soll also nicht weiter ein doppeltes Gewicht haben. Die Statutenänderungen wurden in Sitzungen des sogenannten imperialen Gremiums ausgehandelt – bestehend aus dem Vorstand des Vereins Nachtseminar, dem Plaza und der Agentur.

Die Verhandlungen dürften auch weiterhin schwierig verlaufen. Das sieht Polina Pokrovskaya, die andere Hälfte des VSUZH-Präsidiums, auch als Grund, wieso niemand im Studirat sich für das vakante Amt erwärmen kann: «Zoé kam immer total fertig aus den Sitzungen, in welchen mit dem Plaza und Now! Media die Statutenänderungen des Vereins besprochen wurden», lässt Pokrovskaya durchblicken.

Selber möchte Zoé Gianocca keine Stellung nehmen, sie scheint vom Nachtseminar genug zu haben. Auch das Plaza lässt Anrufe und Mails unbeantwortet und nimmt keine Stellung zur Zusammenarbeit mit den studentischen Vereinen oder zur Zukunft des Nachtseminars.

Keine Gefahr für Donnerstag-Partys

Trotzdem zeigt sich der VSUZH optimistisch, dass die Partyreihe weiterhin stattfinden wird. Denn, wie es Pokrovskaya ausdrückt: «Obwohl das Nachtseminar kein direktes Projekt des VSUZH ist, ist die Party von Studis für Studis doch eine schöne Dienstleistung.» Und allein das Argument, dass die Partyreihe für die Fachvereine lebenswichtig ist, spreche für das VSUZH-Präsidium dafür, die Zusammenarbeit weiterzuführen. Die Vakanz des Nachtseminar-Sitzes sei ungünstig, doch dessen Besetzung ist für die nächste Ratssitzung erneut traktandiert. Freiwillige vor!

Währenddessen läuft es im Nachtseminar rund, Vodka um Vodka, Woche für Woche. Laut eigenen Angaben des Plaza strömen durchschnittlich über 900 Personen für das Nachtseminar in den Klub. Auch Manz ist zufrieden: «Der Fachverein Polito kann mitbestimmen und wichtigen Gewinn machen.» Solange das gegeben ist und die Finanzen stimmen, scheinen ihn die organisatorischen Streitereien im Hintergrund wenig oder gar nicht zu stören. ◊

Eingebildet:

Hier erzählen Profs aus ihrer Studienzeit. Dieses Mal:

Mareile Flitsch, Prof für Ethnologie

Nach der Maîtrise in Paris konnte ich von 1982 bis 1985 in Shenyang im Nordosten Chinas studieren. Dort gab es nur wenige Ausländer und Ausländerinnen, und der Chinesischunterricht war konfuzianisch streng. Hinzu kam das Lernen auf der Strasse: Mein Freund Ingo Nentwig und ich fuhren auf Rädern der Marken «Auf Ewig» und «Fliegende Taube» im Strom der Massen von Radfahrern durch die Industriemetropole.

Es begannen lebenslange Freundschaften mit chinesischen Mitstudierenden. Frühmorgens im Park und auf den gerade entstehenden Märkten in der Stadt und während erster Feldforschungen auf dem Land bei Ginsengsuchern und Bauern. Wir tauchten radelnd oder flanierend in ein China ein, das sich nach Ende der Kulturrevolution und am Anfang wirtschaftlicher Reformen gerade total transformierte, und ahnten doch als Zaungäste kaum, wie rasch dies alles Geschichte sein würde.

Und das Studium? Der Alltag verlief in einem internationalen Studentenwohnheim gemächlich, dem Rhythmus des chinesischen Mondkalenders folgend. Der entstehende Buchmarkt ermöglichte die Gründung unserer Privatbibliothek, und am Ende gab es zum Studienabschluss eine rote Urkunde. China verliessen wir schliesslich frisch verheiratet. Danach kam noch ein Doktorats- und ein Habil-Studium in Berlin. Für mich blieben die China-Etappen prägend, auch in akademischer Hinsicht.

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
96. Jahrgang
Ausgabe # 2/18
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Auszeichnung
Die ZS ist Gewinnerin des Pro Campus-Presse Award 2017 und damit die beste deutschsprachige Studierendenzeitung in Europa.

Inserate
Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Inserateschluss # 3/18: 27.04.2018

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 3/18: 27.04.2018

Redaktion
Oliver Camenzind [cam], Noemi Ehrat, Karina Gander (Bildredaktion), Adelina Gashi [aga], Reto Heimann, Stephanie Meier, Basil Noser [ban], Jonathan Progin [pro], Kevin Solioz

Mitarbeit
Vivian Adams, Nadja Fitz, Joel Franz, Anna Luna Frauchiger, Yves Perillard, Nicole Piana, Nuria Tinnermann, Lea Waldburger

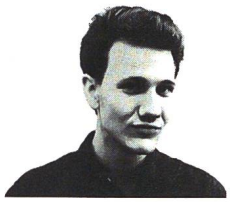
Bilder und Illustrationen
Vivian Adams, Oliver Camenzind, Noemi Ehrat, Daria Frick, Regula Gerber, Reto Heimann, Jonathan Progin, Marco Rosasco

Aufschlagseite: Oliver Camenzind

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong #2/18
Oasis – Cigarettes & Alcohol

FSC www.fsc.org MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C007321



Camenzind

Ganz Ohr

UKW — Seit Kurzem bin ich wieder im Besitz eines Radios. Natürlich ist das keines der fancy digitalen Geräte, sondern eines mit einer riesigen Antenne und einem Lautsprecher, der tönt wie ein Telefonhörer. Dennoch ist die Kurzwelle eine wahre Wiederentdeckung. So bin ich jetzt morgens und abends ganz Ohr, wenn ich am Küchentisch sitze und abwechselnd Musik und News höre. Ich sag es euch: Vergesst das Internet. Im Radio habt ihr alles, was ihr braucht!

Ehrat

Verlangen

Sehnsucht — Als kleines Kind liebte ich dich, konnte nicht genug von dir kriegen. Dann, als Jugendliche, entfremdeten wir uns etwas, du wurdest zu so etwas wie einer Peinlichkeit. Was nicht heisst, dass ich dich nicht hätte gebrauchen können. Nun hat sich das Blatt wieder gewendet. Du scheinst mir meine Distanziertheit als Teenager aber nachzutragen: Während du mein Verlangen nach dir mehr als je zuvor schürst, zierst du dich gleichzeitig, mich wirklich zu befriedigen. Eine Ode an den Schlaf.

Gander

In der Luft

Reisen — Ich gebs ja zu, Studieren kann manchmal ganz schön anstrengend sein. Endlose Tage in der Bibliothek, schlaflose Nächte kurz vor Abgabe. Doch das Studium hat auch einige Vorteile. Man hat hin und wieder ein bisschen Freizeit. Einer meiner Neujahrsvorsätze war, dieses Jahr mehr zu reisen. Und das tue ich. Ziemlich fleissig sogar! Italien, Dänemark, und auch jetzt gerade, wie ich diese Zeilen tippe, schwebe ich über den Wolken. Ich bin dann mal wieder weg. Berlin is calling! Ademerci.

Meier

Unsterbliche Preise

Musik — Wie viele von uns in Zürich lebenden Studierenden waren schon mal im Opernhaus? Ich muss zugeben, ich noch nie. Jedenfalls nicht bis vor Kurzem. Da konnte ich zufällig an **einer Führung dabei sein und habe Erstaunliches erfahren. Zum Beispiel, dass man als** Studi Tickets für 20 Franken bekommt, wenn man eine Stunde vor Vorstellungsbeginn dort ist. Das hört sich nach viel an, man sollte aber bedenken, dass dieselben Plätze für Normalsterbliche bis zehnmal mehr kosten!

Progin

Zweibeiner

Frühling! — Lange Beine, kurze Beine, behaarte Beine, rasierte Beine, muskulöse Beine, dünne Beine, dicke Beine, O-Beine, X-Beine, schlaffe Beine, bewegliche Beine, schöne **Beine, schmutzige Beine, gewaschene Beine, müde Beine und hochgelagerte Beine. Es ist** Frühling, und die Menschen zeigen wieder ihre Beine. Liebt sie alle! Egal, ob männlich, weiblich, etwas dazwischen oder darüber hinaus.

Heimann

Träumende Bücher

Fantasy — Vergesst Harry Potter und A Song of Ice and Fire, verschont mich mit Twilight. Wirklich gute Fantasy findet sich bei Walter Moers: Dieser hat Gottfried Kellers Novelle **«Spiegel, das Kätzchen» in seine eigene Welt** transponiert. In eine Welt, in der Bücher träumen, Kerzen weinen und Eichen Krieg führen. Aller Fantasie und Fantastik zum Trotz bleibt Moers seiner literarischen Vorlage dabei immerzu treu.

Walter Moers, Der Schrecksenmeister, Piper 2009

Noser

Frühling

Eingetopft — in der eigenen Wohnung. Die letzten fünf Monate. Wie ein Wurzelspross im Unterteller setzte man bloss hin und wieder einen Fuss vor die Tür, den Nährstoffen zuliebe. Und nun? Ein bisschen Sonne, und alles wirbelt durch die Stadt, wie die Samen einer angepusteten Löwenzahnkugel. Jetzt nur eines nicht vergessen: die Balkonkistli. Ist der Bärlauchpesto nämlich aufgebraucht, ist man froh, auch für den Sommer eingetopft zu haben. Zum Beispiel Basilikum.

Solloz

Flicken

Nostalgie — Der Grossvater hatte dir vor Jahren seine analoge Kamera in die Hand gedrückt. Jetzt liegt er unter der Erde und sie in der hintersten Ecke deines Schranks begraben. Doch neulich hast du die Kamera wieder hervorgekramt. Prüfend betrachtest du sie und stellst fest: Er hat seine Spuren an ihr gelassen. Nicht nur Schrammen, nein, auch Pflaster. Hier wurde geleimt und da die lederne Hülle selber wieder zugenäht. Das Flicken: Nicht bloss Mittel zum Zweck, sondern ein Liebesbeweis.

Gashi

Postergirl

Wände — Ich weiss noch, wie ich in meine erste eigene Wohnung gezogen bin und mich unheimlich darauf gefreut habe, alles nach meinem Geschmack einrichten zu können. Dabei habe ich entdeckt, dass ich eine Schwäche für Poster habe. Nein, keine Avril-Lavigne-Poster, wie sie zu Teenie-Zeiten in meinem Zimmer hingen, sondern richtige Kunstwerke. Wie die Poster des Berner Grafik-Kollektivs «Blackyard». Wer sich ein Bild machen will und seine blanken Wände etwas aufregender gestalten will: **shop.blackyard.ch**

Gymnasium: Die kleine Uni

Das Lyceum Alpinum in Zuoz (Bild: Oliver Camenzind)

Wissenschaft und Glauben strikt getrennt: Das Freie Katholische Gymnasium. (Bild: Marco Rosasco)

Die private Matur

Katholisch, international, anthroposophisch: drei Wege zur Hochschulreife.

Adelina Gashi und Basil Noser (Text)

Freies Katholisches Gymnasium

Die katholische Kirche sieht sich seit geraumer Zeit immer wieder mit schwerwiegenden Vorwürfen konfrontiert. Dies führt dazu, dass gewisse Exponenten des Katholizismus in Verruf geraten sind und sich zunehmend Vorurteile gegenüber den Gläubigen zu etablieren beginnen.

Ein gutes Beispiel dafür, dass sich Vorurteile nicht immer bewahrheiten müssen, ist das Gymnasium der Freien Katholischen Schulen in Zürich. Wer bei einer katholischen Schule an biedere Schuluniformen, veraltete Rollenbilder und tendenziösen Biologieunterricht denkt, wird am privaten katholischen Gymnasium in Zürich eines Besseren belehrt. Hier wird im Unterricht keine Schöpfungslehre gepredigt, und das hat für Dr. Martin von Ostheim, Rektor des Gymnasiums, seine Richtigkeit: «Wissenschaft und persönliche Glaubensüberzeugung müssen getrennt werden, denn das eine hat mit dem anderen nur wenig zu tun.» Und so ist auch Herr von Ostheim kein Mann, der dem Klischee des religiösen Rektors gerecht werden könnte.

Obwohl er sagt, dass das katholische Gymnasium eindeutig christliche Werte vertreten und vermitteln möchte, sieht er die Wahrung der Qualität der Lehre als seine Priorität. «Wir stehen hier für einen aufgeschlossenen Katholizismus», so von Ostheim. Deswegen zeichnet sich die Schule auch nicht unbedingt

durch ihre religiöse Ausrichtung aus, sondern durch familiäre Atmosphäre und individuellere Betreuung, die den Schülerinnen und Schülern zugutekommt. Gerade mal 113 junge Menschen besuchen die Privatschule. Unterrichtet werden sie von 26 Lehrpersonen. Das Curriculum unterscheidet sich dabei nicht gross von jenem einer öffentlichen Schule. Nicht einmal der Religionsunterricht unterscheidet sich am katholischen Gymnasium von anderen Mittelschulen: Auch hier werden unterschiedliche Glaubensrichtungen und Thematiken behandelt.

Und so sind nämlich auch weder alle Schülerinnen und Schüler noch alle Lehrpersonen katholisch. Die Schule stehe allen offen, die Religion spiele keine Rolle, erklärt der Rektor. Eltern, die der katholischen Kirche angehören, haben jedoch den Vorteil, dass ein Teil des Schulgelds für ihre Kinder übernommen wird, da die katholischen Gemeinden das Gymnasium unterstützen. «Aber auch hier ist uns wichtig, dass alle sich unsere Schule leisten können, weshalb das Schulgeld vom Lohn der Eltern abhängig ist. In Härtefällen bieten wir den Schulplatz auch unentgeltlich an», sagt von Ostheim.

«Wir stehen für einen aufgeschlossenen Katholizismus.»

Das Freie Katholische Gymnasium steht für toleranten Umgang mit Religion und zeigt, dass ein weltoffener Katholizismus möglich ist. Bleibt zu hoffen, dass sich andere Vertreter und Vertreterinnen der katholischen Kirche daran ein Beispiel nehmen.

[aga]

Lyceum Alpinum Zuoz

Das Lyceum Alpinum Zuoz im Engadin hat einen Ruf von Welt. Eltern aus den unterschiedlichsten Ländern schicken ihre Kinder an die Privatschule, um ihnen eine erstklassige Bildung mit Bergpanorama zu ermöglichen.

Dort oben kann man neben Skifahren vor allem eines: lernen. Denn im Umkreis von einigen Kilometern gibt es im Engadin kaum sonst etwas zu tun. Und das sei wohl auch der Grund, weshalb das Internat in den Schweizer Bergen so beliebt ist, erklärt Christoph Wittmer, der seit Anfang März 2018 die Schule leitet. Gleichzeitig hat das Lyceum aber auch die Reputation, eine Schule für die Bessergestellten zu sein. Denn die Bildung auf 1'700 Metern über Meer hat auch ihren Preis: Ein Schuljahr kostet im Internat 80'000 Franken. Dafür fehlt es den Schülerinnen und Schülern in Zuoz an nichts. Es wird für sie gekocht, das Sportangebot ist gross, und auch bei Heimweh oder anderen Mühen stehen die Jugendlichen nicht alleine da, sondern können sich an eine Betreuungsperson wenden. Das Internat legt nämlich Wert darauf, dass sich die Schülerinnen und Schüler wohlfühlen und dass die Schule so zu einem zweiten Zuhause für sie wird. Dennoch: Auch hier werden keine Wunder vollbracht, sondern Maturandinnen und Maturanden herangezogen, was an etlichen öffentlichen Schulen genauso geschieht.

Was das Lyceum Alpinum Zuoz aber besonders macht, ist nicht nur die abgeschiedene und idyllische Lage, sondern die internationale Durchmischung und die Verbindung von privater und öffentlicher Bildung. Jugendliche aus 35 Nationen und aus dem Tal besuchen das Gymnasium. Für die Einheimischen ist die Schule kostenlos. Trotz den vielen Annehmlichkeiten, die den Schülerinnen und Schülern hier geboten werden, beharrt Rektor Wittmer darauf, dass man keine «Posh School» sei, die die Jugendlichen durch die Matur winkt: «Das akademische Niveau ist uns sehr wichtig, denn unsere Maturandinnen und Maturanden besuchen anschliessend namhafte Universitäten auf der ganzen Welt.»

Zuoz ist nun bei Weitem nicht der Nabel der Welt, dennoch schafft es das Lyceum, aus diesem Bergdorf Brücken in die Welt hinaus zu schlagen, die den Maturandinnen und Maturanden den Weg in eine erfolgreiche Zukunft ebnen sollen, egal, wohin es sie anschliessend ziehen mag.

[aga]

Christoph Wittmer, Rektor in Zuoz (Bild: Oliver Camenzind)

Atelierschule

Was vom Gymi in Erinnerung bleibt, sind die Klassenlager. Das Schultheater, die Exkursionen, die Schulhausfeste. Die Ausnahmen. Doch was bleibt, wenn die gesamte Schulzeit wie ein einziges Klassenlager war?

Die Atelierschule, das Gymnasium der Rudolf-Steiner-Schule Zürich, mitten im Uniquartier, macht vieles anders. Im Epochenunterricht werden Themenblöcke beispielsweise zu Geschichte oder Chemie in einem fort über drei Wochen behandelt. Anstatt fünf verschiedene Fächer über einen Tag zu verteilen, konzentriert man sich jeden Morgen auf das Gleiche. Die Nachmittage werden im Atelier verbracht, wo sich die Schülerinnen und Schüler selber Fragen stellen sollen. Haben sie sich erst einmal zwischen dem naturwissenschaftlichen Bereich im Labor, dem musischen und dem bildnerischen Gestalten entschieden, steht es ihnen nämlich vollkommen frei, wo sie sich vertiefen wollen. Für Henrik Löning, BG-Lehrer und Teil der Schulleitung, hat diese Unterrichtsform viele Vorteile: «An unserer Schule können wir im Vergleich zum normalen Schulduktus gesteigerten Wert auf die Beziehung zu Schüler und Schülerin legen. Zudem ist es menschlich, sich mehr als 45 Minuten mit einer Thematik auseinanderzusetzen.»

«Wir lehren keine Weltanschauung.»

Von Spiritualität sei an der anthroposophischen Schule wenig zu spüren. «Unsere Lehrpersonen sollten sich mit der Anthroposophie auseinandersetzen, sich bestenfalls sogar darin beheimatet fühlen. Bei den Schülerinnen und Schülerin hat dies aber nichts zu suchen. Unsere Schule will keine Weltanschauungen vermitteln», so Löning. Doch dem widerspricht ein ehemaliger Schüler. Beispielsweise den spirituell angehauchten Eurythmielehrenden könne ein gewisser Einfluss im Unterricht bestimmt nicht abgesprochen werden. Sehr wohl blicken er und seine ehemaligen Mitschüler aber gerne auf die Schulzeit zurück.

Zwar dauert diese in der Atelierschule ein Jahr länger als in herkömmlichen Gymnasien. Die vielen Freiheiten, die individuelle Förderung oder die grandiosen Erinnerungen an Theater und andere Projekte scheinen dies aber problemlos wettzumachen. Und in einem Punkt sind sich Schulleiter und Schüler einig: Wer von der Atelierschule kommt, meistert die Uni genauso gut wie die anderen.

[ban]

Eine Woche Malen. Auch das ist die Rudolf-Steiner-Schule. (Bild: Reto Heimann)

Mit 15 an die Uni

Die Uni Zürich lädt junge Hochbegabte in die Vorlesungen ein, während der VSUZH durch Kantonsschulen tourt.

Jonathan Progin

Bald wandeln noch mehr helle Köpfe durch den Lichthof. Die Uni Zürich hat ein Studium für Schülerinnen und Schüler lanciert, die am Gymnasium unterfordert sind. «Das ist unser Beitrag zur Begabtenförderung», erklärt Rektor Michael Hengartner. Ab nächstem Herbst drücken begabte junge Leute einen Nachmittag pro Woche die Sitzbänke zusammen mit Studierenden. Das Studium bietet eine bunte Palette von Modulen an der Mathematisch-naturwissenschaftlichen, der Rechtswissenschaftlichen, der Theologischen und der Philosophischen Fakultät. «Die Jugendlichen werden vor allem Einführungsveranstaltungen besuchen», sagt Hengartner.

Beschränktes Angebot für Intelligente

Für das Spezialstudium sind nur Schülerinnen und Schüler aus dem Kanton Zürich zugelassen. Das zweijährige Pilotprojekt sei aus «administrativen Gründen» auf Zürcher Gymis beschränkt. Daneben bestehen noch weitere Hürden: Die Begabtenförderung der Uni kann nicht alle akademisch interessierten Jugendlichen aufnehmen. Jedem Gymi stehen drei Plätze zur Verfügung, total sind das 70 Personen. Die Auswahl treffen die Kantonsschulen selber. Dass sich die Schülerinnen und Schüler nun um einen Platz in den Vorlesungssälen und Seminarräumen reissen, glaubt Hengartner nicht: «Neid kann es natürlich immer geben. Aber in einem ähnlichen Spezialstudium in Basel war das kein Problem.»

Tatsächlich existieren vergleichbare Angebote in der übrigen Schweiz. Die Universität Basel führte bereits vor zehn Jahren ein Spezialstudium ein, Bern und Luzern folgten. Nun reagiert Zürich: «Wir wollen eine Lücke füllen. Wenn man in Zürich wohnt und in Basel ein Modul besuchen muss, dann ist das nicht besonders praktisch.» Doch ein Haken bleibt: Die Jugendlichen können keinen Abschluss machen, dafür aber vorzeitig ECTS-Punkte erwerben. «Hochbegabte sind reif genug. Das heisst auch, dass sie ganz regulär Prüfungen und Seminararbeiten schreiben.» Die Credits lassen sich später in Zürich anrechnen. Allerdings sei das für andere Schweizer oder europäische Hochschulen nicht bindend: «Die jeweiligen Universitäten müssen das selber entscheiden», sagt Hengartner.

«Tour de Suisse» mit dem VSUZH

Die Uni ist nicht die Einzige, die das Hochschulstudium schon möglichst früh anzupreisen versucht. Der VSUZH betreibt mit «UZH-GYM» ein eigenes Programm. Im Gegensatz zur akademischen Exzellenzförderung will der Verband aber nicht nur Hochbegabten, sondern allen erste Einblicke in den Uni-Alltag gewähren. Dazu besuchen 50 Studis als Freiwillige verschiedene Gymis in den Kantonen Zürich, Aargau, Schaffhausen, St. Gallen und Thurgau. Dort teilen sie in Präsentationen ihre Erfahrungen und stehen den Jugendlichen mit Tipps und Tricks zur Seite.

Im Rahmen von «UZH-GYM», das sich aus dem Mutterprojekt «HSGYM» entwickelte, bietet der VSUZH ein Buddy-System an: «Dabei betreuen Freiwillige diejenigen Schülerinnen und Schüler, die gerne in einer ausgewählten Vorlesung schnuppern würden», erklärt VSUZH-Vorstandsmitglied und Projektleiterin Luisa Lichtenberger. Das scheint bei den Schulen auf Anklang zu stossen: «Bei einigen Gymis ist ‹UZH-GYM› obligatorisch. Von den meisten Maturanden erhalten wir positive Rückmeldungen.»

«Langsam, dafür qualitativer»

Momentan deckt der VSUZH mit seinem Buddy-System 16 Fächer aus allen Fakultäten ab. Lichtenberger plant aber bereits weiter: «In den nächsten drei Jahren bauen wir unser Angebot zusammen mit verschiedenen Fachvereinen aus. Die Erweiterung erfolgt zwar langsam, dafür qualitativer.»

Dank der Auftritte an den Kantonsschulen erhält der VSUZH eine neue Bühne. Dem Verband kanns recht sein, denn seit geraumer Zeit monieren kritische Stimmen, dass sich der VSUZH zu sehr von den Studis entferne. Dass mit «UZH-GYM» also auch nicht ganz uneigennützige Gedanken verfolgt werden, bestreitet die Projektleiterin nicht: «Natürlich funktioniert es als Backup, um künftigen Studierenden zu zeigen, dass man sich an der Uni engagieren kann.» An den Gymis werden allerdings auch Fachvereine und andere Studi-Organisationen vorgestellt. Ob die ZS auch darunter ist, kann Lichtenberger nicht beantworten: «Die Freiwilligen wählen selbst, was sie bei ihren Präsentationen zeigen und was nicht.» ◊

Ursula Alder, Rektorin des Realgymnasium Rämibühl

«Es ist dumm, die Jugend unfähig zu nennen»

Ursula Alder ist Rektorin am Realgymnasium Rämibühl. Sie weiss, wie abhängig die Mittelschule von der Uni ist. Und findet das Gymi trotzdem ausgezeichnet.

Noemi Ehrat (Interview und Bild)

Worin besteht die Aufgabe der Gymnasien?
Im Reglement über die Anerkennung von gymnasialen Maturitätsausweisen vom 15. Februar 1995 wird der Auftrag der Gymnasien wunderbar beschrieben und hat für uns immer noch Gültigkeit. Als Auftrag der Gymnasien werden Gesellschaftsreife und Vorbereitung auf wichtige Aufgaben sowie eine breite Allgemeinbildung genannt. Persönlichkeitsbildung ist uns an den Gymnasien ebenfalls sehr wichtig. Empathiefähigkeit und eigenständiges Denken möchten wir bei den Schülerinnen und Schülern ausserdem genauso fördern wie Auftrittskompetenz, das ist später auch an der Uni gefragt.

Die Schülerinnen und Schüler, die ins Gymnasium kommen, sind noch Kinder. Wie sinnvoll ist es, sie für die Uni zu formen?
Eine grosse, wenn nicht die Hauptaufgabe ist die Vorbereitung auf die Hochschule. Aber wir verwenden auch viel Zeit und Energie darauf, die Persönlichkeitsbildung zu unterstützen. Die Zeit zwischen 12 und 18 Jahren ist sehr prägend, weswegen auch die Förderung der Selbstkompetenz und Selbstwirksamkeit wichtig ist. Wir am Realgymnasium haben beispielsweise einen Solidaritätsverein an der Schule, wo Schülerinnen und Schüler Projekte wie Kuchenverkäufe oder Sponsorenläufe organisieren können. Die Lernenden haben immer wieder neue Ideen und merken, dass sie etwas auf die Beine stellen können. Für die Uni ist es dann nicht mehr so wichtig, wie sich die Studentin oder der Student fühlt, es ist einfach die Leistung gefragt.

Sie sind seit 1998 Lehrerin am Gymnasium Rämibühl und seit 2010 Rektorin. Wie hat sich das Gymnasium verändert?
Die Profilwahl hat sich beispielsweise verschoben. Früher war es üblich, dass man das altsprachliche Profil gemacht hat. Vor etwa 10 oder 15 Jahren erlitt es einen Einbruch und jetzt ist es auf circa 20 Prozent geschrumpft. Das neusprachliche und das mathematische Profil sind hingegen sehr stark und nehmen noch zu. Diese Verschiebung der Profilwahl hängt bestimmt auch mit der Uni zusammen. Der Entscheid der Universität Zürich, die Lateinpflicht nicht mehr so stark zu gewichten, hatte somit einen starken Einfluss auf die Wahl der Gymnasial-Profile.

Was halten Sie von der zentralen Aufnahmeprüfung?
Die zentrale Aufnahmeprüfung hat man vor allem aufgrund der Chancengleichheit eingeführt. Es wurde aber festgestellt, dass Schulen mit einem Einzugsgebiet wie dem unseren immer noch eine viel höhere Bestehensquote haben als andere Gebiete. Bezüglich Chancengleicheit muss man nicht erst bei der zentralen Aufnahmeprüfung ansetzen, sondern viel früher, im Kindergarten.

Wie beeinflusst die Digitalisierung das Gymi?
Die Digitalisierung spielt sicher eine grosse Rolle. In meinen ersten vier Jahren als Kantonsschullehrerin sind die ersten Computer in den Klassenzimmern aufgekommen. Die zweite Welle hat mit der grossen Verbreitung der Smartphones und des WLAN begonnen. Diese zweite Digitalisierungswelle ist viel grösser und betrifft auch die Arbeitswelt und die Uni. Alle sprechen über Digitalisierung, aber niemand weiss so richtig, was man damit macht. Manche fragen sich auch, ob man Schule noch lange so wird betreiben können oder ob alles virtuell werden wird. Was ist die Rolle der Lehrperson, ist die nur noch ein Coach oder braucht es sie gar nicht mehr? Das sind vielleicht eher Befürchtungen, die niemand so richtig glaubt.

Schmälert die Digitalisierung nicht die Rolle des Gymnasiums?
Die Schule als Ort ist sehr wichtig, vielleicht sogar noch wichtiger in dieser total digitalisierten Welt. Gymnasien können ein Ort sein, wo Leute zusammenkommen und sich austauschen können über das Wissen, welches im Digitalen einfacher zugänglich ist. Das Gymnasium quasi als Ort, als Halt, als Leuchtturm in diesem Ozean des Wissens, wo es dann auch darum geht, herauszufinden, was brauchbares Wissen ist und was nicht.

Sind 13 Fächer überfordernd?
Ich sehe diese Entwicklung durchaus kritisch. Ich finde, dass Allgemeinbildung wichtig ist und Informatik im 21. Jahrhundert ganz klar ans Gymnasium gehört. Aber kürzt man dafür etwas anderes? Auf keinen Fall – man will eine fachliche Breite bewahren. Aber irgendwann ist es dann zu viel. Es ist wichtig, dass wir neue Impulse aufnehmen, aber man kann nicht immer noch mehr in noch kürzerer Zeit machen.

Haben sich die Sparmassnahmen der letzten Jahre auf die Gymnasien ausgewirkt?
Gewisse Schulen haben das Freifach-Angebot gekürzt. Bei uns am Rämibühl wurden die Sparmassnahmen so abgefangen, dass man die Schüler-Mindestanzahl etwas raufgesetzt hat. Allerdings hat sich das Bewusstsein geändert, eine gewisse Bedrohung ist spürbar geworden. Als ich noch als Schülerin am Gymnasium war, gab es kleine Kurse wie Griechisch mit etwa drei Schülern. Dazumal musste man sich um Kursgrössen keine Gedanken machen, während es mittlerweile ganz klar ist, dass es eine Mindestanzahl an Schülern pro Fach gibt. Zudem gibt es immer sehr grosse Regelklassen.

Und die Lehrpersonen?
Durch die Sparmassnahmen wurden die Pensen der Lehrpersonen erhöht, für Sprachlehrpersonen um eine Lektion pro Woche. Dazu kommen weniger Entlastungen für immer mehr Aufgaben. Das ist nicht motivierend und kann sich auch auf die Gesundheit der Lehrkräfte auswirken.

Gibt es Spannungen zwischen den Anforderungen der Universitäten und dem Bildungsauftrag der Gymnasien?
An der Uni wird geklagt, dass die Maturandinnen und Maturanden kein Deutsch oder keine Mathematik können. Wir sehen das ganz anders. Ein Germanistik-Professor und eine Jus-Professorin haben andere Schwerpunkte, was die deutsche Sprache angeht. Pauschal zu sagen, dass die Gymnasiastnnen und Gymnasiasten kein Deutsch könnten, macht keinen Sinn. Wir am Gymnasium finden, dass wir unsere Schüler sehr gut ausbilden, sowohl in sprachlichen als auch in mathematisch-logischen Fähigkeiten. Aber natürlich ist die Botschaft bei uns angekommen. Da müssen wir jetzt schauen, ob man in diesem Bereich noch etwas verbessern kann.

Früher wurden die Grundlagenfächer doppelt gewichtet. Wäre eine Rückkehr zum alten System eine Lösung?
Es gibt Lehrpersonen, gerade im Fachkreis Mathematik, die das verständlicherweise sehr begrüssen würden. Aber ich spürte bis jetzt keinen grossen Konsens in Schulleiterkreisen dafür. Die Gleichgewichtung aller Fächer war ein Demokratisierungsprozess innerhalb der Schule, und deswegen glaube ich nicht, dass man zur Priorisierung einzelner Fächer zurückkehren würde. In anderen Kantonen gibt es Ansätze wie die 19-Punkte-Regel, um die tiefen Mathematik-Leistungen zu verunmöglichen. Dabei muss die Summe der fünf tiefsten Noten bei der Matur mindestens 19 Punkte betragen.

> «Gewisse Schulen haben Freifächer gestrichen.»

Hat sich das Schulische über die Jahre verändert?
Es ist wohl etwas in der Gesellschaft verankert, dass man das Gefühl hat, dass früher alles besser war und man viel mehr konnte. Man hört immer wieder, dass die Jugend heute weniger könne und wisse. Das scheint etwas Menschliches zu sein. Ich kann dem aber überhaupt nicht beipflichten. Zu behaupten, dass die heutigen Leute weniger intelligent seien, das finde ich eine wirklich dumme Aussage. Wieso sollte eine Intelligenzabnahme stattfinden?

Gleichzeitig bemängelt die Uni, dass Erstsemestrige nicht selbständig denken könnten.
Es erstaunt mich, das zu hören, weil wir genau dieses kritische Denken fördern wollen. Am Gymnasium

können wir den Schülerinnen und Schülern mehr Raum geben als an der Uni, die ausschliesslich leistungsorientiert ist. Dass Aufgabentypen, bei denen die eigene Meinung der Schüler und Schülerinnen gefragt ist, auch in Prüfungen eingebaut werden, ist uns ein grosses Anliegen.

Wie bereiten die Gymnasien Maturanden und Maturandinnen auf den Uni-Alltag vor?
Der Ausbau der Studienberatung an Gymnasien war ein grosses Projekt der Bildungsdirektion – alle Kantonsschulen wurden zur besseren Unterstützung der Schülerinnen und Schüler bei der Studienwahl angehalten. Das Informationsangebot haben wir deshalb ausgebaut, dabei aber hauptsächlich auf Freiwilligkeit gesetzt. Das muss ich nun überdenken, weil die Angebote recht bescheiden wahrgenommen werden. Beim Buddy-System der Uni kamen beispielsweise nur etwa zehn Maturanden. Das finde ich unbefriedigend, weil es dann wieder heisst, dass wir zu wenig machen. Dabei werden die Informationsgefässe, die es gibt, einfach zu wenig wahrgenommen.

Und doch schliesst über ein Drittel der Studierenden ihr Studium innert zehn Jahren nicht ab.
Natürlich ist es volkswirtschaftlich gesehen nicht schön, aber auch wenn jemand seinen Studiengang abbricht oder wechselt, empfinde ich diese zwei Studienjahre nicht als verloren. Denn diese haben der Person sicher etwas gebracht. Ich glaube auch nicht, dass diese Quote dramatisch runtergehen wird mit zusätzlichem Aufwand. Denn wir können bloss vage Vorstellungen vom Studium vermitteln, aber wie ein Studiengang tatsächlich ist, merkt man erst, wenn man in einem Seminar sitzt und Arbeiten schreibt und dann auch Feedback kriegt.

Was müsste am Dialog zwischen dem Gymnasium und der Universität verändert werden?
Es gibt ja dieses Projekt HSGYM, Hochschule – Gymnasium, wo man zwei Mal jährlich zusammenkommt, je nach Fachgruppe auch öfter. Ich bin in der Fachgruppe Englisch. Dort sind wir froh, dass eine Vertreterin der Uni jeweils vorbeikommt. Ich frage mich aber, ob dieser Austausch genügt, um alle Forderungen umsetzen zu können. Zum Beispiel wird verlangt, dass Abgängerinnen und Abgänger besser auf das Englisch an der Uni vorbereitet werden. Es ist zwar super für uns Anglisten, wenn eine Anglistikprofessorin mit uns den Austausch pflegt. Aber wäre es eigentlich nicht spannender für die Englischlehrpersonen, wenn andere Profs kämen? Gerade die Studierenden, die dann Englisch studieren werden, werden wohl genügende Englischkompetenzen haben. Aber spannender wäre es, wenn Biologie-, Psychologie- oder Mathematik-Profs kämen, die dann erzählen würden, was aus ihrer Sicht wichtig wäre.

Bereits an Gymnasien wählen immer noch deutlich mehr Knaben als Mädchen das naturwissenschaftliche Profil. Besteht da nicht Handlungsbedarf?
Diese Weichenstellung setzt bereits viel früher an als im Gymnasium, nämlich in der Primarschule oder im Kindergarten. Spannend ist dabei, dass diese ungleiche Verteilung nicht universell ist, sondern in verschiedenen Ländern und Regionen anders aussieht. Gerade in nordischen Ländern und in Asien ist die Geschlechterverteilung diesbezüglich sehr anders. Das ist ein mitteleuropäisches Phänomen. Ich sehe da den Fehler nicht im Gymnasium, sondern in der Gesellschaft. Uni und ETH machen durchaus Werbung für Mädchen in der Wissenschaft. Aber solange Leute das studieren, was sie wollen, sehe ich das nicht als riesiges Problem.

Sind die Geisteswissenschaften zu präsent?
Durch die ganzen Medienkampagnen haben die Naturwissenschaften Zulauf erhalten, während die anderen Fächer weiterhin stark geblieben sind. Es gibt durchaus viele Germanisten und Historiker, aber deren Berufsfeld ist ja auch relativ breit: Sei es bei den Medien oder bei Banken, man kann vielerorts arbeiten. Ich sehe darin aber keinen Grund zur Besorgnis. Die Zusammenarbeit von Natur- und Geisteswissenschaften, das ist eigentlich die grosse Zukunft. Probleme kann man nicht nur im einen oder anderen Bereich lösen, sondern am besten in interdisziplinär zusammengesetzten Forschungs- und Entwicklungsteams. Geisteswissenschaften sind überhaupt nicht überholt und unwichtig, sondern genauso wichtig und werden vielleicht sogar wieder wichtiger in einer total digitalisierten Welt.

Dann sehen Sie das Gymnasium in einem sehr positiven Licht?
Unbedingt. Das Gymnasium im Kanton Zürich und generell in der Schweiz ist ausgezeichnet. Für unsere Schülerinnen und Schüler, für die dieser Lebensabschnitt ein sehr bedeutender ist, haben wir ein super Angebot. Es ist eine gute Mischung aus Anspruchsvollem, aber auch Persönlichkeitsentwickelndem. Das Pflichtprogramm der Gymnasien ist meiner Meinung nach ganzheitlicher als dasjenige der Uni.

Zur Person
Ursula Alder ist seit 1998 Lehrerin und seit 2010 Rektorin am Realgymnasium Rämibühl, wo sie unter anderem für die 6. Klassen sowie für die Schulentwicklung und Studienberatung zuständig ist. Die Anglistin und Germanistin absolvierte zudem von 2007 bis 2009 eine Teilzeitstudium in Rechtswissenschaften und ist Mitglied der Konferenz Schweizer Gymnasialrektorinnen und -Rektoren.

Vom Hörsaal ins Klassenzimmer

Für die einen Traumjob, für die anderen Plan B. Fest steht: Die Mittelschulen brauchen Lehrpersonal.

Stephanie Meier

Lehrperson am Gymnasium zu werden, gehört zu den wenigen fachübergreifenden Berufswünschen. Diese Option, welche oft auch als Plan B unter den Berufszielen gilt, steht nach dem Masterstudium für Studierende jeglicher Richtungen offen. Die Universität Zürich bietet als eine der wenigen Universitäten der Schweiz das Lehrdiplom für Maturitätsschulen selbst an, damit Studierende den Master parallel dazu abschliessen können.

Sechs Jahre ohne Ausbildung unterrichten

Der Studiengang besteht aus 60 ECTS und dauert mindestens zwei Jahre. Zwar kann man direkt zu Beginn des Masterstudiums mit dem Lehrgang anfangen, in gewissen Fächern gestaltet sich das parallele Studium jedoch schwierig. In der Biologie beispielsweise beinhaltet der Master eine einjährige Forschungsarbeit, während der andere Tätigkeiten unmöglich sind. In anderen Fächern ist das einfacher, schliesslich machen zwei Drittel der Lehrdiplomstudierenden ihre Ausbildung neben dem Masterstudium. Jacqueline Peter, Zuständige für die Mittelschullehrpersonenausbildung, bestätigt das: «Der Studiengang ist ideal für eine studien- und berufsbegleitende Ausbildung.»

Dazu kommt, dass sich das Studium individuell gestalten lässt und keine Studienzeitbeschränkung gilt. Deshalb gibt es auch einige Studierende, die jahrelang an der Ausbildung dran sind. Im Kanton Zürich gibt es keinen Grund zur Eile: Man kann bis zu sechs Jahre an einem Gymnasium unterrichten, ohne das Lehrdiplom abgeschlossen zu haben.

Die Pensen werden erhöht – der Lohn bleibt derselbe

Auch Gymnasien leiden

Die Zusammensetzung der Studierenden ist im Vergleich zu anderen Studiengängen stark durchmischt. Anders als bei Kindergarten und Primarstufe, wo Frauen in der deutlichen Überzahl sind, ist der Anteil Studentinnen im Lehrdiplom in etwa gleich wie in den Masterstudiengängen der verschiedenen Fachrichtungen. Im Alter der Studierenden gibt es grosse Unterschiede, auch Über-40-Jährige sind noch gut vertreten, besonders im Fach Wirtschaft und Recht.

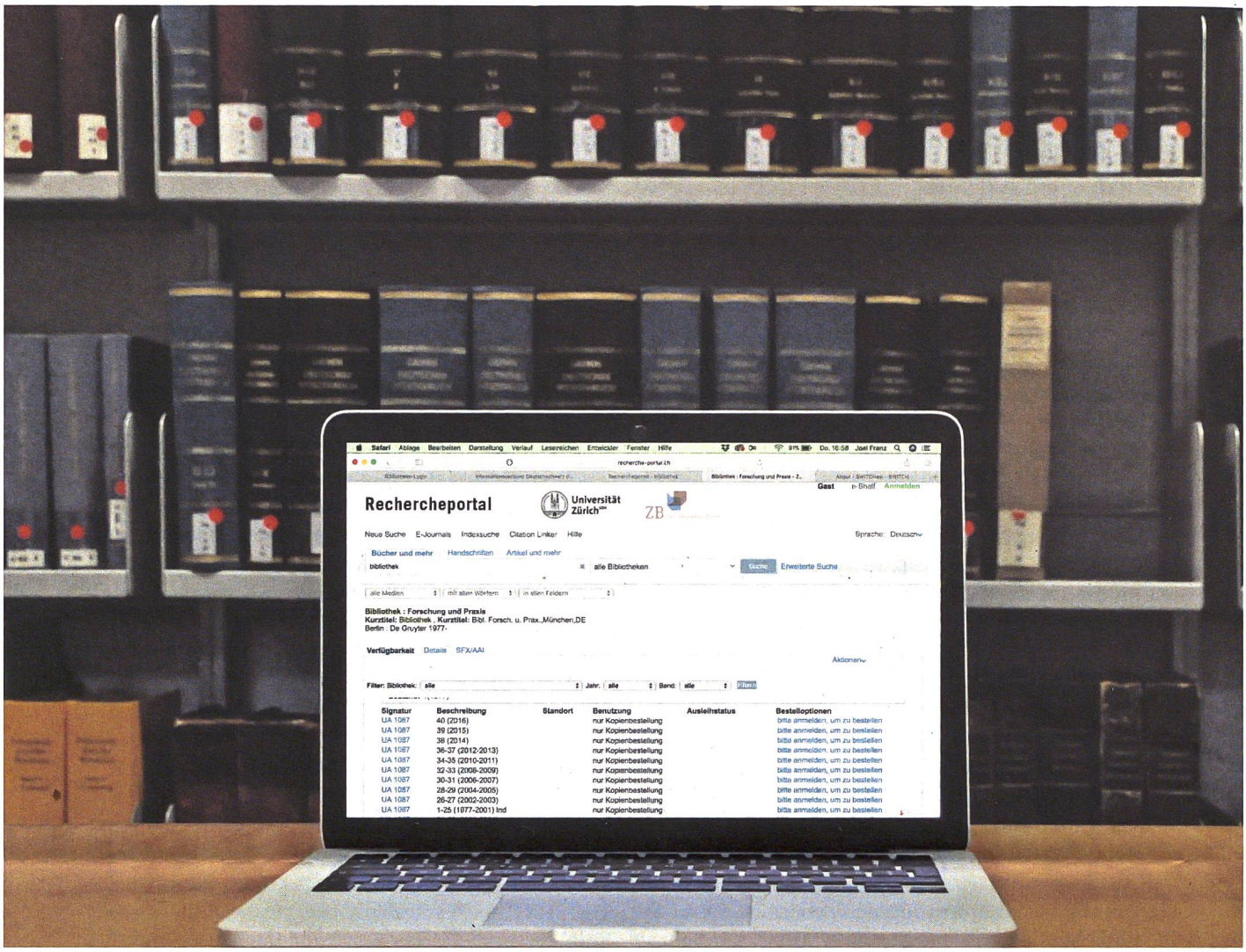
Auch Gymnasien leiden unter den kantonalen Sparübungen in der Bildung. Zwar werden selten Stellen gestrichen, dafür werden bei Lehrpersonen der modernen Fremdsprachen bei gleichem Lohn die Pensen erhöht. Anstatt 22 müssen sie nun 23 Stunden pro Woche für ein Vollzeitpensum erfüllen. Das erscheint ziemlich human. Ausserdem müssen die Lehrpersonen anderer Fächer gleich viel arbeiten. Kein Grund zur Sorge also.

In den nächsten Jahren gibt es viele freie Stellen

Kein Personal für das Rätoromanische

Die Anzahl Studis im Lehrdiplom variiert stark zwischen den verschiedenen Fächern. In Biologie, Geographie, Deutsch, Englisch und Geschichte gibt es sehr viel zukünftiges Lehrpersonal. In Französisch, Physik und Informatik hingegen gibt es zu wenige, weshalb sie nach Studienabschluss sehr gute Anstellungschancen haben. In Rätoromanisch gibt es seit einigen Jahren gar keine Studierenden mehr im Lehrdiplom, was schade für die Sprachdiversität der Schweiz ist. Trotz der grossen Konkurrenz in gewissen Fächern wird es in Zukunft «viele neue motivierte Lehrpersonen» brauchen, meint Jacqueline Peter.

Weil in den nächsten Jahren ein starkes Schülerwachstum erwartet wird, werden allein im Kanton Zürich zwei neue Kantonsschulen gebaut. Es gibt also genügend Anstellungsmöglichkeiten für angehende Kantonsschullehrpersonen. Trotz vielversprechenden Berufsaussichten sollten natürlich nur jene diesen Beruf ins Auge fassen, welche pubertierende Jugendliche toll finden und auch uninteressiertem Publikum ein Fach mit Begeisterung nahebringen können. Schliesslich locken nicht nur 13 Wochen unterrichtsfreie Zeit sowie ein sehr anständiger Lohn, sondern auch die Chance, das geliebte Fach zukünftigen Uniangehörigen schmackhaft zu machen. ◊



Griff ins Büchergestell oder Bestellformular? Eine der Fragen, die sich stellen werden.

Kein Buch bleibt auf dem anderen

Die Uni möchte ihre Bibliotheken zusammenlegen. Dadurch droht eine Tradition verloren zu gehen. Eine öffentliche Debatte ist noch nicht ausgebrochen.

Joel Franz (Text und Bild)

Du sitzt in der Bibliothek und schreibst an einer Arbeit, neben dir türmen sich die Bücher deiner Recherche. In der Pause bekommst du von jemandem einen Tipp und stösst auf drei vielversprechende Werktitel. Du holst dir die Bücher aus dem Regal.

Der Plan

Diese Szene ist klischiert, aber im Kern allen geläufig. Das Arbeiten in der vertrauten Institutsbibliothek, der überschaubare Präsenzbestand, der Austausch mit Mitstudierenden. Dies alles ist Teil der universitären Bibliothekstradition in Zürich. Und dies alles droht nun zu verschwinden: Im letzten Juli hat die Unileitung die Zentralisierung sämtlicher Uni-Bibliotheken beschlossen.

Die Zentralisierung

Die Leitlinien zu diesem Projekt klingen

nach einer Zukunft mit einer imposanten Universitätsbibliothek Zürich (UBZH). Mit der Zentralisierung sollen sowohl die digitale als auch die physische Organisation effizienter werden, und man will neue interdisziplinäre Lernräume schaffen. Ein Schulterschluss unter Berücksichtigung aller Beteiligten von Forschung über Lehre bis zum Mittelbau und zu den Studierenden.

Hört man sich links und rechts um, verliert die Bibliothek der Zukunft ihren Glanz. Im Mittelbau brodelt es, Professorinnen und Professoren sind besorgt. Die Zusammenlegung betrachte man mit äusserster Skepsis, meint Ulrich Eigler, Professor für Klassische Philologie, «da es für die Buch-orientierten Fächer einen massiven Eingriff in ihre Forschungs- und Lehrkultur bedeutet, die am Standort Zürich im Moment noch als geradezu ideal zu bezeichnen ist.» Man fordere eine stärkere Einbeziehung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, meint Eigler weiter. Das Expertenwissen müsse die Basis für Entscheidungen sein und nicht blosse Erwägungen modernen Bibliotheksmanagements.

«Ein massiver Eingriff in die Forschungs- und Lehrkultur»

Laut den Leitlinien wird Eiglers Anliegen Rechnung getragen. Dort wird betont, dass in der Bibliothek der Zukunft trotz der Zentralisierung das Prinzip der Eigenverantwortung herrsche. Den Instituten wird ein ausdrückliches Mitbestimmungsrecht eingeräumt. Ob das so umgesetzt wird, wenn sich bereits in der Planung nicht alle einbezogen fühlen, ist fraglich. Ein wissenschaftlicher Mitarbeiter der Philosophischen Fakultät meint, er fühle sich von der Unileitung mit naturwissenschaftlichem Hintergrund nicht ernst genommen. Es seien natürlich auch Leute aus den Geisteswissenschaften an diesem Projekt beteiligt, diese agierten aber mit der Unileitung in einer Blase und verträten nicht den ganzen Mittelbau.

Die Digitalisierung

Auf der Website ist Folgendes zu lesen: «Das Bibliothekswesen steht angesichts der fortschreitenden Digitalisierung vor grossen Herausforderungen. Die Universität Zürich verfügt über ein Bibliothekssystem, das durch seine dezentralen Standorte wenig gerüstet ist, diesen Herausforderungen zu begegnen.» Die Digitalisierung und die dezentrale Struktur der Universitätsbibliotheken sind unbestrittene Tatsachen. Dass Letzteres sich nicht mit Ersterem vertrage, wird zwar behauptet, ist aber nicht nachvollziehbar. Gerade digitale Möglichkeiten überwinden physische dezentrale Strukturen.

Ähnlich sieht das Michele Loporcaro, Ordinarius für Romanische Sprachwissenschaften: «Niemand zweifelt daran, dass Digitalisierung immer wichtiger wird und dass eine effiziente Bibliothek Digitalisate beziehungsweise online verfügbare Literatur kompetent verwalten muss. Die stillschweigende Annahme jedoch, dass sich die bisherige Forschungsinfrastruktur dadurch erübrigt habe, sowie die Annahme, dass man deswegen keine forschungsnahen dezentralen Bibliotheken brauche, ist für viele Bereiche der Geisteswissenschaften grundsätzlich falsch.»

Die Probleme

Damit ist der Kern des Problems getroffen. Das Zukunftsszenario beschreibt die Digitalisierung und die vermehrte Nutzung der Bibliotheken als Lernräume. Und die Folgerung daraus sind eine vorläufige Reduktion von 80 auf 20 Bibliotheken bis 2025 und partielle Auslagerungen des Bestandes in Magazine wie die bereits bestehende Speicherbibliothek in Büron. Die hier suggerierte Kausalität ist nicht nachvollziehbar.

Das zweite Problem dürfte die Differenz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sein. Häufig ist die Digitalisierung in ersteren weiter fortgeschritten. Den Stellenwert der Bibliotheken in den Geisteswissenschaften vergleicht Loporcaro mit jenem der Labore in den Naturwissenschaften. Niemand würde auf die Idee kommen, mehr Lernräume für Studierende der MNF durch eine Halbierung der Labore zu erzielen.

Der Romanist weist auch die Kritik an der Kritik entschieden zurück: Die Skepsis gegenüber der Zentralisierung werde als Verklärung von Stubengelehrten dargestellt, welche auf ein Auslaufmodell fixiert seien. Dies hiesse jedoch, dass die Uni in den Geisteswissenschaften jahrzehntelang eine verfehlte Berufungspolitik betrieben hätte. Das Gegenteil sei der Fall: «Die Uni zieht exzellente Forscherinnen und Forscher gerade auch in diesen Disziplinen an, weil sie über eine vorzügliche, international kompetitive, über Jahrhunderte gewachsene und mit Steuergeldern finanzierte Forschungsinfrastruktur verfügt: die Seminarbibliotheken. Unsere Labore.»

Der Aufruf

Die Leitlinien verbreiten Aufbruchstimmung. Aspekte wie die digitale Zentralisierung, partielle Zusammenschlüsse oder Interdisziplinarität sollten nicht a priori verworfen werden. Es erschliesst sich jedoch nicht, weshalb eine solche, O-Ton Loporcaro, «Rosskur» die einzige und beste Lösung sein sollte. Noch ist das Projekt in Planung, der multilaterale Charakter wird betont. Auch der VSUZH ruft dazu auf, eigene Meinungen zur UBZH kundzutun. Nehmen wir die Chance wahr und denken wir mit, wie die Bibliothek der Zukunft aussehen soll – und wie nicht! ◊

Sportpsychologie bewegt Geist und Körper

UNIVERSITÄT BERN

Sind Sie ...

- **fasziniert vom Zusammenspiel zwischen Geist und Körper?**
- **begeistert von den vielen Facetten des Sports?**

DAS Sport Psychology (DAS SP Unibe) 30 ECTS-Credits

Der berufsbegleitende Weiterbildungsstudiengang Sportpsychologie befähigt in 19 dreitägigen Kursblöcken, ergänzt durch Selbststudium, Praxiserfahrung und Supervision zu eigenverantwortlicher sportpsychologischer Tätigkeit.

Dauer: November 2018 bis Oktober 2021
Anmeldeschluss: 1. Juni 2018

Information: Institut für Sportwissenschaft, Bremgartenstr. 145, 3012 Bern, Tel. +41 31 631 51 70, sportpsychologie@ispw.unibe.ch, www.sportpsychologie.unibe.ch

Warmes Glück — Ich wollte schon immer göötschen. Als dreijähriger Knopf stand ich mit wackligen Knien auf dem Schemel und spähte beschäftigt über den Rand des Schüttsteins. Andere Bengel in meinem Alter sassen derweil im Sandkasten und hievten Katzendreck durch die Gegend. Kinderzeug! Ich erschuf Schaum.

Allein ein Trog, ein Hahn und etwas Seife mussten her. Ich war Schöpfer. Ich zauberte weisse Schaumrosen auf schmutzige Teller. Ich bestaunte die gletscherklaren Seeli in meiner hohlen Hand, bis sie zwischen den Fingern zerrannen. Ich liess Wasserfälle aus maximaler Höhe auf einen Löffel prasseln und verstand so das Prinzip des Rasensprengers, noch bevor ich mit Messer und Gabel essen konnte.

Ja, das Abwaschen soll man zelebrieren. Schliesslich ist Lavabo nicht nur Begriff für das Waschbecken, sondern auch für das zeremonielle Ritual der priesterlichen Händewaschung in der heiligen Messe. Also um Gottes Willen: Bitte keinen Geschirrspüler.

Stöpsel rein, Wasser an und die Hände im warmen Glück baden. Mit den Fingerkuppen den Grund nach Besteck absuchen, während der Schaum ums Handgelenk züngelt. Den Schwamm im Glas eine Pirouette drehen lassen und den aneinander geschmiegten Tellern im Abtropfgestell beim Löffeln zusehen. Steht schliesslich wieder alles sauber und trocken beieinander, aufgepasst: Lass dich nicht erwischen, wie du anschliessend tänzelnd die aufgeweichten Fingernägel durch die Wohnung knipst.

Basil Noser

Genug gehasst: Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.

Drucken oder drücken?

Schreibmaschinen sind Kult! David Bowie etwa schrieb viele seiner grössten Songs auf einer Olivetti Valentine. Die Maschine ist eine Ikone des italienischen Industriedesigns und ein mechanisches Wunderwerk. Mittlerweile ist die Valentine in der Sammlung des Museum of Modern Art in New York zu sehen, während Bowies Exemplar für stolze 45'000 Pfund bei Sotheby's versteigert wurde. Ähnliche, nach wie vor funktionierende Maschinen sind hingegen im Internet und in den Brockenhäusern der Stadt für ein paar Franken zu haben. Damit ist das Retro-Feeling gesichert.

Gewiss: Style hat immer seinen Preis, vor allem wenn es um alte Technologien geht. So ist auch das Schreiben auf einer Maschine etwas gewöhnungsbedürftig: Weil der Tastendruck einen metallenen Typenhebel in Bewegung setzen und eine Type auf das Papier knallen muss, reicht ein Streicheln auf den Tasten nicht aus. Da muss dermassen gehauen werden, dass das superdünne MacBook Dellen bekommen würde. Aber bitte nur einen Buchstaben auf einmal drücken, sonst verhaken sich die Typenhebel und der Apparat ist hin. Das Problem des Speicherns kommt noch dazu. Wer auf Maschine schreibt, erzeugt ein Original. Der Computer hat diese Institution abgeschafft und die Möglichkeit unendlicher Vervielfältigung an ihre Stelle gesetzt. Wie wunderschön daher das erhabene Gefühl, einen Text zu schreiben, den es dann nur genau ein einziges Mal gibt, sofern man sich nicht mit Durchschlagpapier zu helfen weiss.

Lange, lange Zeit war die Schreibmaschine unentbehrliche Einrichtung aller WGs. Sie war so teuer, dass sich Studis nebst der Wohnung nicht selten auch die Kugelkopfmaschine von IBM teilten. Trotzdem war sie praktisch und ist es noch heute: Denn sie erlaubt es, mit einfachen Mitteln ein einigermassen sauberes Dokument anzufertigen, was insbesondere für Seminar- und Abschlussarbeiten erforderlich ist. Diese Mittel sind all ihrer Nachteile zum Trotz einfacher als das Ausdrucken über das neue System der Uni Zürich. Denn für «Print Plus» braucht es eine Kreditkarte von PostFinance, damit da auch nur ein einziges Blatt aus dem Drucker kommt. Ansonsten sei Sautercopy am Seilergraben empfohlen. Die sind sehr freundlich und nehmen auch Bargeld.

[cam]

Sautercopy, Seilergraben 37, 8001 Zürich.

Kartenspielen im Reisebüro

Spätestens seit US-Serien und -Filme wie «Big Bang Theory», «The Flash» oder auch «Spiderman» Europa erreicht haben, hat der Hype um Comicbücher und -hefte Eingang in das Spektrum der Schweizer Popkultur gefunden. Dazu beigetragen haben auch Comicläden wie das Zürcher Kabooom. Das Comicgeschäft wurde vor über zehn Jahren an der Dienerstrasse, einer Seitenstrasse der Langstrasse, eröffnet. Das Kabooom entstand aus der Idee, in Zürich einen Standort zu schaffen, wo man vergleichsweise günstige Comichefte kaufen kann, erzählt Facundo, der Filialleiter des Comicladens. Von Klassikern wie den Marvel- Comics bis hin zu signierten Raritäten bietet das Kabooom alles, was das Comic-Fan-Herz begehrt.

Obwohl das Geschäft bestens gelegen ist, muss man zweimal hinschauen, um zu erkennen, dass es sich dabei um einen Comicladen handelt, denn angeschrieben ist er auch als Reisebüro. Der Laden teilt sich nämlich seine Räumlichkeiten mit einer Ferienagentur. Aber kaum betritt man das Kabooom, ist man umzingelt von Regalen voller Comichefte, von deren Covern aus einem Superheroes und andere Comicfiguren entgegenblicken und auf denen sich Brettspiele türmen. Im hinteren Bereich des Ladens stehen mehrere Tische, ein Sofa und sogar ein kleiner Kühlschrank mit Snacks. Denn das Kabooom ist nicht nur ein Comicgeschäft, sondern auch Organisator und Austragungsstätte von Karten- und Brettspielturnieren.

An diesem Nachmittag sitzt gerade ein Kunde an einem der Tische und packt seine Spielkarten eine nach der anderen in Plastikhüllen. Auf die Frage, warum er das denn mache, erwidert er, dass das nun Mal so ein Ding sei unter Sammlern und Sammlerinnen von Spielkarten. Für solche Sammelwütige veranstaltet das Kabooom Spielevents. Jeden Freitag findet hier das sogenannte Friday Night Magic statt, wo das Kartenspiel «Magic: The Gathering» gespielt wird. Für all diejenigen, die sich lieber mit japanischem Anime befassen, finden stattdessen «Yu-Gi-Oh»- und «Pokémon»-Turniere statt, die regelmässig an Samstagen ausgetragen werden. Am beliebtesten und am besten besucht seien aber die Magic-Turniere, meint Facundo. Das liegt wohl auch daran, dass die «Magic»-Community mittlerweile globale Ausmasse angenommen hat: «Fast auf der ganzen Welt findet sich ein Laden, der Magic-Turniere veranstaltet.

So kommen Leute von überall her zusammen, die dieses Hobby miteinander teilen.» Unter den Spielenden in Zürich seien viele Studierende, meint Facundo, aber leider vor allem Männer. «Es kann vorkommen, dass bei 44 Spielern gerade mal vier Frauen dabei sind.» Immerhin sehe es bei der sonstigen Comic-Kundschaft etwas anders aus: Frauen würden genauso gerne Comics kaufen und lesen wie Männer, sagt Facundo. Der Laden ziehe zwar besonders jene Kundschaft an, die sich in der Welt von «The X-Men» oder «Magic» wohlfühlen. Aber manchmal komme es auch vor, dass der eine oder die andere sich abends vor dem Ausgang in die Dienerstrasse verirrt. So sei immer etwas los, meint Facundo.

Kabooom ist sicher ein Paradies für all diejenigen, die von der Comicwelt begeistert sind und ihre Abende bei erbitterten und dennoch spassigen Kartenspielturnieren mit Gleichgesinnten verbringen wollen. Genauso ist es aber ein Ort für Neugierige, die vielleicht gerade keine Ferien buchen, aber in Comicheften blätternd eine Auszeit von der realen Welt nehmen wollen.

[aga]

KABOOOM: Dienerstrasse 36, 8004 Zürich. Geöffnet werktags von 11:00 bis 19:00 Uhr. Samstags von 10:00 bis 16:00 Uhr.

Veloverleih reloaded!

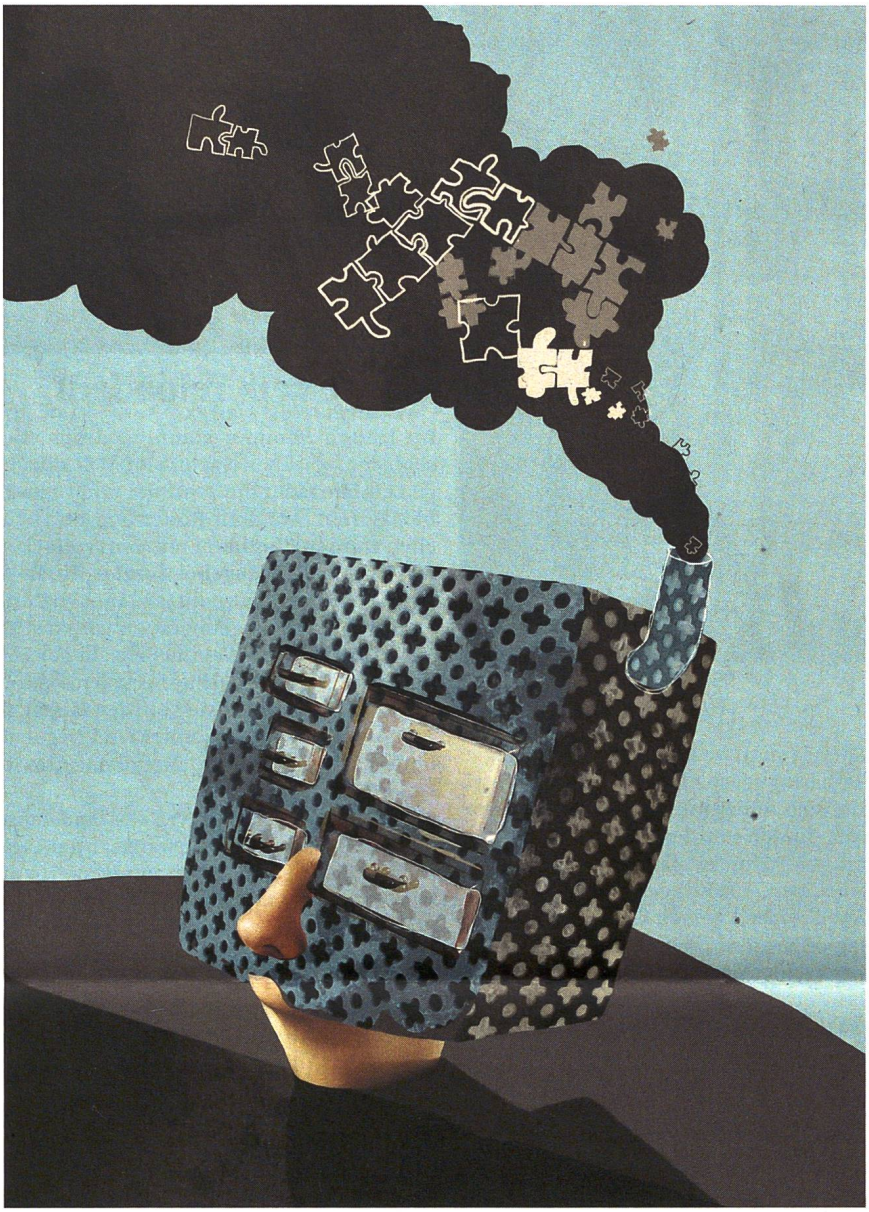
Im letzten Sommer staunte Europa nicht schlecht, als über Nacht plötzlich unzählige Leihfahrräder die Trottoirs und Gehwege blockierten. London, Rotterdam und München wurden überflutet mit dem verlockend verführerischen Angebot sorglos durch die Strassenschluchten zu flitzen. Auch in Zürich stapelten sich die gelb-grauen O-Bikes: Der Hauptbahnhof, ein Sammelbecken der Leihfahrräder. Die Welle reichte bis Uster, sogar das Unterland versank zeitweise in den Fluten. Die Billigvelos trugen auch zum Kleinkrieg in der ohnehin verflucht mühsamen Langstrassen-Unterführung bei.

Der Unmut war gross, O-Bikes landeten auf Hecken, kaputte Speichen waren an der Tagesordnung. Die Stadt Zürich intervenierte und begrenzte die Zahl der O-Bikes auf 500. Aber einige freuten sich: Endlich Leihvelos für alle. Mittlerweile hat sich die Volkserregung über den Räderhaufen gelegt.

Doch jetzt stehen wieder private Leihfahrräder in Zürich rum: PubliBike, eine Tochtergesellschaft der von Subventionsskandalen heimgesuchten Postauto AG, parkiert bis 2019 tausende Fahrräder und E-Bikes an 150 giftgrün angemalten Stationen. Im Gegensatz zu den anderen in Zürich tätigen Anbietern ist PubliBike von der Stadt konzessioniert. Vor dem ETH-Hauptgebäude befindet sich bereits ein «Züri Velo»-Standort. Mit vier einfachen Schritten wird der Benutzerin oder dem Benutzer erklärt, wie man die schwarzen Velos mit den kleinen Rädern gebrauchen soll. Die Registrierung per App oder per Webseite geht allerdings nur mit Kreditkarte, die im Kundenkonto hinterlegt wird. Danach wird das Veloschloss per Bluetooth «aufgeweckt», und der Zweiräder-Spass kann losgehen. Bezahlt wird erst bei der Rückgabe an eine Station. Die Leihfahrräder sehen zwar viel besser aus als die O-Bikes und LimeBikes, aber das kann auch an den Preisen von PubliBike liegen. Obwohl es ansprechende Abo-Optionen für E-Bike-Fans und Vielpendlerinnen gibt, muss man ohne Jahresabo tief in die Tasche greifen. 24 Stunden für ein normales Velo kosten 20 Franken, für ein E-Bike sind es 40 Franken. Unter einer halben Stunde sind es 3 Franken, für ein E-Bike 4.50.

Das Angebot steht, die Fahrräder stehen bereit, die Autos stehen seit eh und je. Nun wird sich zeigen, ob auch Studis bereit sind, die Preise von PubliBike zu zahlen.

[pro]



Das menschliche Gehirn, eine Traumfabrik.

Sag mir, was du träumst

Das Studentische Forum für Psychoanalyse bietet jeden Donnerstag Traumdeutung an.

Nicole Piana (Text)

Regula Gerber (Illustration)

Der Himmel färbt sich langsam in ein düsteres Schwarz, eine unruhige Stimmung erfüllt die Luft. Ein Blick durch die breite Fensterfront zeigt das ankommende Unheil. Tausende von Emus stehen, aufgestellt in Reih und Glied wie römische Soldaten, auf der Wiese. Über dem daneben liegenden See ziehen Möwen kreischend ihre Kreise in der Luft. Auf einmal stürzen sie zielgerade hinab auf die Emus, um beim Zusammenprall in einer kitschigen Michael-Bay-Explosion zu enden. Überall liegen Federn. Es werden immer mehr Möwen und Explosionen, bis es plötzlich wieder hell ist. Denn es war nur ein Traum.

Was war denn das?

Wir alle haben Träume, bei denen wir uns nach dem Aufstehen zuerst mal fragend am Kopf kratzen. Man kann diese Träume dann einfach beiseite schieben oder sich ein bisschen intensiver mit diesem merkwürdigen Gedankengängen befassen. Und alle, welche sich gerne damit auseinandersetzen möchten, können donnerstags um 18.15 im Hauptgebäude bei der Traumdeutung des Studentischen Forums für Psychoanalyse vorbeischauen. Die Treffen finden in einem kleinen Raum statt, die eine Neonröhre gibt ein unregelmässiges Summen von sich. An diesem Abend sind nur vier Personen gekommen.

Wichtiges Detail vorweg: Man muss nicht von seinen Träumen berichten, um teilnehmen zu können. Einfaches Zuhören und gegebenfalls ein bisschen Analyseunterstützung bieten ist auch in Ordnung. Schliesslich träumt man nicht immer Dinge, über die man ausführlich erzählen möchte.

Willkommen bei den Traumdetektiven

Zu Beginn gibt es für die Deutungsbanausen eine kurze Einführung in das Vorgehen und die Geschichte. Bereits im antiken Griechenland beschäftigte man sich mit der Deutung von Träumen, jedoch wurden sie damals als Kommunikationsmittel zwischen Göttern und Menschen betrachtet. Es folgte die esoterische Variante, welche sich vor allem mit der Symboldeutung auseinandersetzte. Danach kam die Theorie von Freud, mit welcher auch hier gearbeitet wird. Nach Freud sind Träume eine Methode des Unterbewusstseins, um Dinge auszuleben, welche man im Alltag nicht tun würde. Dies aus Gründen der eigenen Wertvorstellungen oder auch wegen gesellschaftlichen Sitten. Je mehr man einen Drang im Alltag unterdrückt, desto häufiger könne er in einem Traum auftreten.

Einen Traum zu deuten, lasse sich am besten mit dem Lösen eines Rätsels vergleichen. Ziel ist es, das Motiv zu finden, welches einen solchen Traum ausgelöst hat. Somit wird bei jedem Detail nachgehakt und nach der persönlichen Bedeutung oder verbundenen Erinnerungen gefragt. Findet bei der Träumerin oder beim Träumer dank der Deutung ein Aha-Moment statt, befinde man sich auf dem richtigen Weg. Und so können plötzlich sogar auf Emus herabstürzende und explodierende Möwen einen Sinn ergeben. ◊

Aschenbecher und «Zürcher Student» auf den Tischen im Lichthof.

Raus mit dem Rauch

Bis vor 14 Jahren konnte man im Lichthof eine Kippe anzünden. Heute ist das unvorstellbar. Eine Chronologie.

Nadja Fitz

Erst kürzlich verärgerten die SBB die rauchende Schweizer Öffentlichkeit: Die Bundesbahnen führten ein Rauchverbot in sechs Bahnhöfen ein. Während vor 20 Jahren noch im Zugwagen geraucht werden durfte, ist das nun beispielsweise am Bahnhof Stadelhofen nicht einmal mehr auf dem Perron erlaubt. Doch das ist nur eine von vielen Veränderungen der letzten 50 Jahre, im Laufe derer sich das Image der Zigarette radikal verschlechterte.

Zigis im Lichthof

In den 1960ern tauchte erstmals eine Studie aus den USA auf, die die gesundheitsschädigende Wirkung des Rauchens nachwies. Die Meldung schockierte die Welt. Allerdings war die Erkenntnis nicht über alle Zweifel erhaben, denn auch angesehene Wissenschaftler bestritten, dass Rauchen tatsächlich Lungenkrebs auslösen kann. Qualmen blieb daher ein zentraler Teil des gesellschaftlichen Beisammenseins. Auch an der Universität Zürich gehörten Zigaretten dazu: Im Lichthof, in der Mensa und in den Gängen standen Aschenbecher. Teilweise war das Rauchen sogar in den Seminaren erlaubt, solange der Dozent und eine Mehrheit der Studierenden nichts dagegen hatten.

30 Jahre später rauchen immer noch viele Studis. Mittlerweile ist aber das gesundheitliche Risiko, das mit dem Konsum von Zigaretten einhergeht, allen bekannt. Auch der Universität Zürich: Bereits 1997 galt in rund der Hälfte der Gebäude ein striktes Rauchverbot. Doch das genügte einigen Studis und Dozierenden nicht. Sie starteten das Projekt «uni rauchfrei», das die Zigarette weiter bekämpfen wollte. Im Rahmen dieses Projekts beschloss die Universitätsleitung kurz vor Weihnachten 2004, Zigaretten in allen Gebäuden der Uni ab dem Frühjahrssemester 2005 zu verbieten. Dabei betonte sie, dass die Universität nicht Rauchende schikanieren, sondern Nichtraucher vor dem Passivrauchen schützen möchte.

Rauchfrei bis 2040

Trotzdem kommt man nicht umhin, eine gewisse erzieherische Zielsetzung dahinter zu vermuten: Raucher scheinen in der Gesellschaft nicht mehr erwünscht zu sein. So auch in Finnland, wo das sogar offen kommuniziert wurde: Das Land im Norden will bis 2040 komplett rauchfrei sein. Deshalb ist das Qualmen dort an allen öffentlichen Orten verboten. Und tatsächlich raucht in Finnland nur rund jede Fünfte, in der Schweiz hingegen jeder Vierte. Hierzulande sind es bei den 20- bis 25-Jährigen sogar fast 40 Prozent, so viele wie in keiner anderen Bevölkerungsgruppe. Eine erstaunlich hohe Zahl, wenn man bedenkt, dass die gesundheitsschädigende Wirkung von Tabak kaum mehr angezweifelt wird.

Rauchende akzeptieren Nichtrauchen

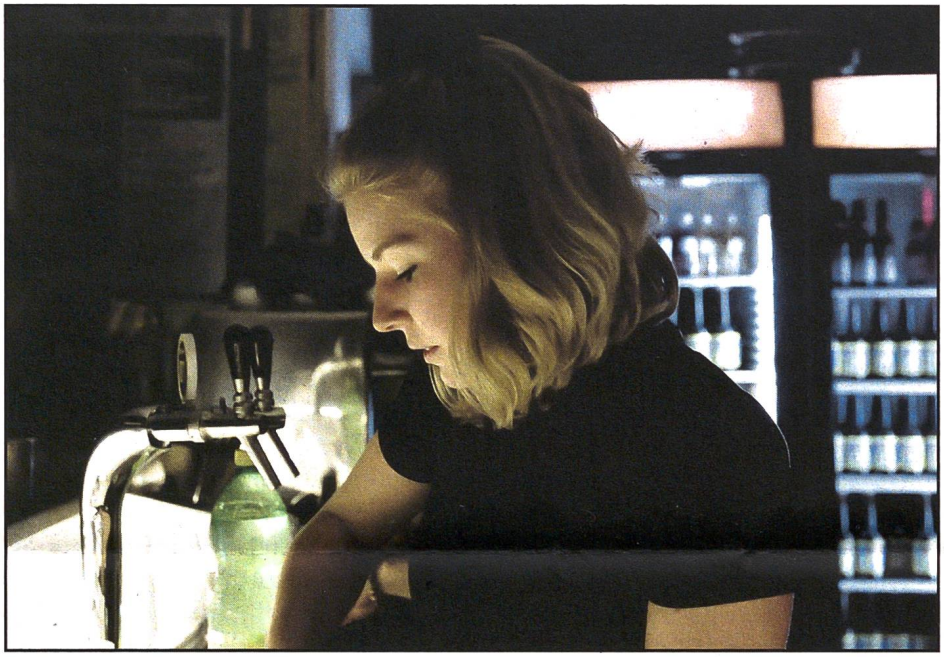
Warum zünden sich heute trotzdem noch so viele junge Leute täglich eine Zigarette an? «Es entspannt mich. Und ich rauche ja nicht so viel, dass es wirklich ungesund wäre», meint eine Publizistikstudentin. Auch ein anderer Student sieht die Sache locker: «Es ist ja auch ungesund, wenn du keinen Sport treibst.» Viele Studierende scheinen nicht ans Aufhören zu denken. Man gönnt sich die Zigis, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu haben oder das zuzugeben. Vielmehr scheint das Rauchen die bewusste Entscheidung für einen Lifestyle zu sein.

Trotzdem sehnen sich nicht alle Rauchenden zurück in eine Zeit, in der liberalere Regeln galten. Das Nichtrauchen scheint akzeptiert zu sein. Anscheinend auch an der Uni: Auf Nachfrage erklärte sie, dass das Projekt «uni rauchfrei» abgeschlossen sei. Zigi ausgebrannt! ◊

Der Bär steppt hinter der Bar

Jedes Wochenende das tun, wofür andere viel Geld zahlen: Musik hören und an der Bar stehen. Die schönen Seiten eines anstrengenden Nebenjobs.

Lea Waldburger (Text) und Daria Frick (Bild)



Für durstige Wünsche muss man um sich greifen.

Noch sehe ich aus wie eine reguläre Konzertbesucherin: zigarettenrauchend den Beginn des Konzerts abwartend. Das obligatorische schwarze Oberteil ist ja wirklich nicht auffallend. Das Publikum wirkt entspannt und nippt genussvoll an den Getränken. Es ist idyllisch unter den farbigen Regenschirmen, mit dem flackernden Feuer im Hintergrund, in der feuchteisigen Abendluft. Die doch oft überschwängliche Freitagabendlaune ist im Bogen F, am Ende der Viaduktbögen und direkt neben dem Gleisfeld, nicht zu spüren.

Durstige Wünsche

Die Zigarette im Aschenbecher ausgedrückt, ist die Zeit nicht mehr aufzuhalten. Nachdem ich den Pullover und meine sonstigen Besitztümer in der Abstellkammer hinter der Bar verstaut habe, fängt der eigentliche Teil meines Abends an. Nur wenige verstohlene Blicke werden mir von denjenigen zugeworfen, die mich wiedererkennen.

Der Raum füllt sich langsam. Der Hype um Island hat eben doch etwas. Das Konzert von Sin Fang, Sóley und Örvar Smárason ist ausverkauft. Wir Barangestellten erfüllen den Zuschauerinnen und Zuschauern über-, unter- und hintereinander greifend ihre durstigen Wünsche. Plötzlich prasseln elektronische Klänge durch die steinigkühle Atmosphäre des Lokals. Als würde dir R2D2 aus Star Wars ins Ohr flüstern. Sänger Örvar weckt das ruhige Publikum, damit die Solomusikerin Sóley später den Saal mit ihrer hellen Stimme in eine verführerische Klarheit hüllen und Sin Fang schliesslich den ersten Teil des Konzertabends mit einer fröhlichen Mischung aus Indie-Folk und elektronischem Pop abrunden kann.

In der Pause schenken wir allerlei Formen flüssigen Goldes aus. Nebst hellem Paulbier für fast jeden Geschmack gibt es weitere besondere Hopfenmischungen. Zu meinem Glück sind die Spezialbiere nie die Gleichen, denn ich kenne mich zu wenig aus, wie wohl auch die meisten Anwesenden. Deswegen ist es nur halb so schlimm, wenn ich sie nur nach Farbe der Flasche weiterempfehle. Ich wirke immer noch kompetent.

Das Aus naht

Nun stehen Sin Fang, Sóley und Örvar Smárason zusammen auf der Bühne. Die Stücke ihres Albums «Team Dreams» sind wohl langgezogen, aber nie langweilig. Jeder Ton ist voll ausgeführt. Das Publikum steht zwar eher still, vereinzelt gibt es aber solche, die sich auch im schwierigen Takt exotisch bewegen. Wir müssen sogar darauf achten, die Bierdeckel nicht zu energisch in die Abfalleimer zu schleudern, weil dies lauter als die Musik wäre. Das würde uns dann verständnisvolle, aber leicht verärgerte Blicke verschaffen.

Die Stimmung ist friedlich, niemand würde Boshaftigkeit zum Ausdruck bringen. So kann man auch als Barangestellte die Musik geniessen: Während des Konzerts dienen die hinter der Theke gestapelten Harasse als Rückenlehne, um die Band gedankenversunken mitzuverfolgen. Das geht aber nur so lange gut, bis sich wieder jemand an der Bar für ein weiteres Getränk meldet oder etwas wissen will. Ein Gast lehnt sich nach sieben grossen Bieren an die Theke und fragt mich, ob bei mir alles gut sei. Seine gerötete Haut weist darauf hin, dass er wohl nicht nur an Freitagabenden vier Liter Bier oder gar mehr konsumiert.

Erstaunlich familiär für ein Konzert, nicht? Und als ich dann nach getaner Arbeit wieder in die Aussenwelt hervortrete, ist auch mein eigenes Glas halbvoll. ◊

Die Ausstellung «Oïphorie» schmückt die grosse Halle im Erdgeschoss.

Neu eröffneter Altbau

Das Hauptgebäude des Museums für Gestaltung ist nach der Renovation wieder offen – und hat noch mehr zu bieten als früher.

Vivian Adams (Text und Bild)

Die Renovation des Museums für Gestaltung begann, als Ende 2014 die Kunstgewerbeschule aus dem Gebäude an der Ausstellungsstrasse auszog. Das 1933 erbaute Haus gilt als Musterbeispiel des Neuen Bauens und ist daher denkmalgeschützt. Sein Erscheinungsbild hat sich durch die Renovation also nicht verändert. Vielmehr präsentiert es seinen alten Charme nun in neuer Frische.

«Oïphorie» um Westschweizer Design

Die wohl grösste Veränderung betraf das Herzstück des Museums: In der grossen Halle im Erdgeschoss wurde die Zwischendecke entfernt, wodurch ein offener, grosszügiger Ausstellungsraum entstanden ist. Diesen Raum füllt derzeit das Westschweizer Designbüro atelier oï mit verspielten Kreationen aus Papier und Holz. Daneben vermittelt die Ausstellung einen Eindruck vom vielseitigen Werk des international tätigen Schweizer Designkollektivs, das von den weltbekannten Nespresso-Tassen bis zu geschwungenen Lampen und Möbeln reicht.

Zeitreisen und Alltagskuriositäten

Im Untergeschoss präsentiert das Museum für Gestaltung nun dauerhaft eine Auswahl seiner beeindruckenden Sammlung von Objekten aus Grafik, Textil- und Produktdesign. Obwohl dort «nur» rund 2000 der insgesamt über einer halben Million Stücke Platz finden, weckt die Ausstellung «Collection Highlights» eine Vorstellung des Umfangs der bedeutenden Sammlung. Hier treffen Alltagsgegenstände auf Kuriositäten aus Design und Visueller Kommunikation: Im Schatten der allgegenwärtigen Bahnhofsuhr der SBB liegen Zahnbürsten, Babyschnuller und Dessous von Jean Paul Gaultier. Gleich daneben lädt die Ausstellung «Ideales Wohnen» zu einer Zeitreise durch das 20. Jahrhundert ein: In sieben Zimmern wird je eine Epoche mit ihr Möbel- und Lebensstil gezeigt. Vom Pragmatismus des beginnenden Jahrhunderts über das Aufkommen der Pop Art bis zur Wiederentdeckung des Minimalismus dokumentiert die Ausstellung lebensecht den Wandel des Schweizer Interiordesigns.

Nicht nur Plakatgeschichte

Rund 80 verschiedenartige Plakate säumen den schmalen Gang im oberen Teil des Museums. Die Ausstellung «Plakatgeschichten» zeigt die gestalterische Vielfalt des Mediums und dokumentiert dessen Entwicklung seit den Anfängen vor über 100 Jahren. Der Weg durch die Geschichte der Plakatkunst führt vorbei an einer ehemaligen Bibliothek. Darin befindet sich jetzt das neue Vermittlungsatelier, in welchem das Museum Workshops zu den unterschiedlichsten Themen anbietet. Aber auch wem gerade nicht nach Ausstellungsbesuch oder Workshops ist, der oder die findet ein Plätzchen: Die «Swiss Design Lounge» im Obergeschoss lädt zum ungestörten Testen von Schweizer Möbelklassikern ein und ist frei zugänglich. Auch das Café in der Eingangshalle bietet mit seiner grosszügigen Fensterfront einen sonnigen Platz für Besucherinnen und Besucher jeder Art. ◊

Die ZS ist auch online!

Finde uns unter zs-online.ch oder folge uns auf

ZS Zürcher Studierendenzeitung seit 1923

DIE UNABHÄNGIGE ZEITUNG FÜR UNI UND ETH

ZS Thema Meinungen Print Abo Über die ZS Kontakt

Oh, wie schön ist Panama!

5. April 2018 — in Campus — von Stephanie Caminada

«DANN MACHEN WIR DAS JETZT.» DAS KOLLEKTIV ERSCHAFFT SICH SEIN EIGENES PANAMA.

Das Kollektiv Tempofoif bringt ein neues Projekt auf die Bühne und hält uns mit «Panama» den Spiegel vor. Die ZS war exklusiv an einer Hauptprobe mit dabei.

Weiterlesen

DAS KÖNNTE DICH INTERESSIEREN

Die lange Nacht der kurzen Filme

Am 6. April findet in den beiden Arthouse Kinos Le Paris und Uto die Zürcher Kurzfilmnacht statt. Mit dabei als

Ausgang im Museum

Im Rahmen der Veranstaltung «Lakritz» öffnet das Landesmuseum Zürich jeden ersten Donnerstag des Monats seine Türen ausserhalb der

Kino für einen Schnägg

Die Filmstelle des VSETH ist nicht nur aufgrund des zentralen Standorts und der günstigen Eintrittspreise gut besucht, sondern auch wegen

JETZT SPENDEN

Donate with PayPal

MEINUNGEN

AMORE

Noemi Ehrat

Lobhudelei

Von Herzen — Wenn ich die psychedelische Band mit dem kulinarischen Namen «Gus Gus» höre, werde ich ekstatisch. Nicht umsonst titelte die New York Times 1999 über die damalige Neuentdeckung: «With Spiritual Ambitions And That Beat, Beat, Beat». Es ist diese einmalige Verknüpfung von mehrdeutigen Texten und sphärischen Melodien, welche die isländischen Elektro-Koryphäen auszeichnet. Angefangen haben sie als neunköpfiges Künstlerkollektiv,...

Adelina Gashi

Senf: Ausnahmsweise: